



Berlin, den 30. Juni 1900.

## Murawiew.

Vor drei Jahren, als Graf Michael Nikolajewitsch Murawiew vom Zaren berufen wurde, als Leiter der auswärtigen Politik den Fürsten Lobanow-Rostowski zu ersetzen, entstand in der deutschen Presse ein Schreckgewisser. Der neue Minister, hieß es, ist ein Günstling der dänischen Kaiserin-Mutter, er schwärmt für Frankreich, haßt die Deutschen und hat von seinem Großvater, dem „Henker Polens“, die rücksichtslose Brutalität geerbt. Was will da werden? Wird es mit der entente franco-russe etwa Ernst, zieht von Kopenhagen her dräuend ein Unwetter herauf und haben wir von Nikolaus noch unfreundlichere Gefühle zu erwarten als von seinem Vater? Der Zar war damals noch nicht mit einer Willenskundgebungorgetreten und seines Wesens Farbe war unbekannt; daß er dem Riesenreich nicht eine Verfassung gegeben und den russischen Islam nach dem Sinn liberaler Sapadniki zu regiren begonnen hatte, konnte nur bei den Naivsten Staunen erregen. Bismarck witterte von fern die ungewöhnliche Erscheinung; mir fällt auf, sagte er, daß der junge Kaiser sich so wenig um die Armee kümmert; der vornehme Russe wird sich schwer darein finden, einen bürgerlichen Gosudar in Gatschina zu sehen. Man wußte nicht recht, was kommen würde, und Murawiew's erste Ministerthaten wurden mißtrauisch belauert. Jetzt, da er einen neidenswerth schnellen und schmerzlosen Tod gefunden hat, schallen Lobgesänge über sein Grab. Als Friedenshüter, Freund Deutschlands und großer Staatsmann wird er gefeiert. Diese Hymnen hat der Tote eben so wenig verdient wie der Lebende einst den Arg-

wohn. Murawiew war ein eleganter Herr; früher hätte man ihn einen Lebemann genannt; in Paris heißt der Typus, seit Labedans geistreichem Stück, vieux marcheur. Er sah aus wie die Diplomaten auf der französischen Poffenbühne: Swell-Kleidung, gute Haltung, welches, etwas verwüstetes Gesicht, dünnes, glatt anliegendes Haar, Knopflochblume, matter Blick, Monocle. Wenn man ihn gegen Abend in der Friedrichstraße sah, wo er mit der Aufmerksamkeit des Sachlenners die Damentoiletten musterte, erkannte man sofort den Russe parisiennant, der auf dem Newski und bei Durand so häufig zu sehen ist. Da hätte er sich wohlter gefühlt; und man muß zugeben, daß während seiner letzten Botschafterjahre Berlin für einen russischen Diplomaten kein angenehmer Aufenthalt war. Es war die Zeit einer Russenhaßrenaissance. Die Mißhandlung des Battenbergers war noch nicht vergessen, Stambulow war der Held des Tages, die Judenverfolgungen wirkten nach, der für Deutschland ungünstige Handelsvertrag hatte böses Blut gemacht und Balten, englische und kontinentale Cobdeniten waren in traurem Verein eifrig am Werk, die Stimmung nach bester Kraft zu verbittern. Wer nicht täglich gegen die moskowitischen Barbaren und ihre schwarzen Anschläge wettete, wurde als Russenreptil benunziert und das höhere Botschaftspersonal wurde geheimen Einverständnisses mit den Publizisten verdächtigt, die Bismarcks dem Zarenreich freundliche Politik vertraten. Selbst Peter Schuwalow klagte damals über die atmosphère de haine, in der er zu leben gezwungen sei, und Murawiew, der Erste Botschafter, zu dessen lästigsten Dienstpflichten die Sichtung und Verarbeitung deutscher Pressprodukte gehörte, hatte weniger Herzensheiterkeit und mehr Galle als sein Missionchef. Die Lage war schwierig und wurde dadurch noch heißer, daß Schuwalow sich offen als leidenschaftlichen Verehrer des ersten Kanzlers bekannte, in Friedrichsruh und Schönhausen intim verkehrte und von den Russophoben der Wilhelmstraße beschuldigt wurde, seine heroworship färbe auf die Geschäftsführung ab. Murawiew, der ihn oft Monate lang vertrat, mag darunter mehr gelitten haben als der lustig der Geselligkeit und den Tafelfreuden lebende Botschafter; er verbarg seine üble Laune nicht immer, manches malitiose Wort wurde weitergetragen und so kam es, daß auch ernsthafte Leute fürchteten, er werde ins petersburger Ministerium, das er nach kurzem Gesandtendasein am dänischen Hof bezog, nicht besonders freundliche Gefühle für Deutschland mitnehmen.

Als man zum ersten Mal von dem neuen Minister sprach, schien der Verdacht bestätigt zu werden. Murawiew knüpfte das Band zwischen Rußland und Oesterreich. Der Welt wurde erzählt, zwischen den beiden Ost-

reichen sei ein „Einvernehmen über die Balkanfragen“ geschaffen worden. Das klang nicht überraschend. Der Südosten Europas ist für Rußland nicht mehr wichtig. Dort hat es, in Konstantinopel und Sofia, längst erreicht, was es erreichen wollte; und die Fortschritte der österreichischen Slaven geben ihm die sichere Gewähr, daß von dem habsburgisch-lothringischen Reich nichts mehr zu fürchten ist. Rußland tastet sich zu seiner asiatischen Wurzel zurück und hat heute ganz andere Sorgen als die, ob Graf Soluchowski Herrn Milan Obrenowitsch schützt und ob die Ruthenen zu ihrem Recht kommen. War denn aber wirklich nur über die Balkanfragen bei dem Besuch des Kaisers Franz Joseph in Petersburg gesprochen worden? Mußte man in der wachsenden Intimität nicht den Versuch erkennen, den Dreibund zum Bröckeln zu bringen? Der schlaue Lobanow hatte als Botschafter lange in Wien gelebt und war den berliner Vorgängen nah genug, um zu merken, wie unstet und wechselvoll die Politik des Deutschen Reiches geworden war. Er konnte sich sagen: Hier in Oesterreich ist für uns jetzt Etwas zu machen; wenn wir, nach dem Muster der bismärckischen Rückversicherung, die seit 1890 nicht mehr besteht, mit der wiener Regierung einen Geheimvertrag schließen, dann brauchte eine in Berlin etwa auftauchende üble Laune uns nicht zu bekümmern. Frankreichs sind wir sicher und über Italien hat Biers nach seinen Gesprächen mit Rudini werthvolle Mittheilungen gemacht. Sollte also eines Tages die deutsche Politik geneigt sein, Englands Geschäfte zu besorgen, dann haben wir in die Möglichkeit einer künftigen Koalition einen Keil getrieben... So konnte ein russischer Minister denken, der seine wesentlichste Aufgabe in der Vorbereitung der Zeit sah, wo die Auseinandersetzung mit England nöthig wird. Murawiew übernahm den Gedanken und sorgte für die Ausführung. Es war immerhin eine Etappe. So lange Bismarck Wacht hielt, war ein Separatabkommen zwischen Rußland und Oesterreich nicht möglich gewesen. Er hätte auch den Dichter der Skaldensänge und des Märchens von der Freiheit nicht als Botschafter nach Wien geschickt. Es war eine Etappe. Und in Berlin wurde geraunt: Dieser Murawiew! Seht Ihr: ein Günstling der bösen Dagmar, — wir haben es gleich gesagt.

Da kam das Friedensmanifest des Zaren; und nun schlug der Wind um. Politiker und Psychologen haben sich bemüht, das Räthsel des beinahe sozialistisch klingenden und doch von einem Selbstherrscher unterzeichneten Aufrufes zu lösen, und jetzt ist gar behauptet worden, Murawiew sei der Instigator gewesen. Das ist natürlich falsch. Warum soll ein junger Mann von idealistischer Geistesrichtung auf einem Thron nicht den holden Traum

vom Weltfrieden träumen, nicht sich selbst für den Verufenen halten, der die Macht und den Willen hat, den Traum in Wirklichkeit zu wandeln? Und wenn einem solchen Herrn der Finanzminister immer wieder sagt, für die Kultur und die Industrialisierung des Reiches könne nicht genug geschehen, weil das Budget für Heer und Flotte ungeheure Summen verschlinge, wenn der Herr in seinem Haus englischen Einflüssen zugänglich ist, Tolstoi, Bertha von Suttner und Stead liest und schätzt, dann kann auch ohne arge Tücke und ohne furchtbar geheimnißvolle Pläne ein Manifest entstehen, das die an ganz andere russische Weisen gewöhnte Welt in Erstaunen setzt. Murawiew, der sich selbst gern einen Verehrer und Schüler Bismarcks nannte, soll den Plan Nikolais des Zweiten mit der selben Skepsis aufgenommen haben wie Bismarck die Februarerlasse seines Herrn; er entlehnte auch, um den feurigen Wein zu wässern, dem großen Vorbilde das Mittel: eine internationale Konferenz sollte zeigen, wie wenig von dem enthusiastischen Vorhaben in die gemeine Wirklichkeit hinüberzuretten sei. Erschrecken konnte der kühne Plan den russischen Minister übrigens nicht. Er wußte, daß es zu einer Abrüstung nicht kommen werde; und wenn das Rüstungstempo verlangsamt wurde, konnte Rußland davon nur Vortheil haben. Das Zarenreich wandelt sich unter den Händen Wittes und Rowalewskijs zum Industriestaat. Diese Entwicklung kostet Geld; und an baarem Gelde fehlt es den Russen, die deshalb an die Hebung ihrer Bodenschätze noch nicht denken können. Ein Reich, das im Geschwindschritt, ohne Bourgeoisie, ohne Technik, ohne Einkommensteuer, in die Reihe der Industriestaaten einrücken will, braucht Ruhe und Kapital; ein ins Unermeßliche vermehrtes Heer kann ihm nicht nützen. Herr von Siemens hat im Reichstag neulich sehr stolz ausgeplaudert, welche wichtige Rolle in den internationalen Händeln heutzutage dem Kapital zugefallen ist. Das wußte auch Murawiew. Er wird sich, als der Zar ihm den von Witte soufflirten Plan vorgelegt hatte, eine Cigarette angesteckt und zum Grafen Lamsdorff, der mehr arbeitete als der Chef, ungefähr gesagt haben: „Aufsehen wird's machen. Doch Kriege wollen wir in den nächsten Jahren ja nicht führen. Wir müssen unseren Kredit stärken und können ohne Kanonen und Millimetergewehre unser Machtgebiet erweitern. In Europa will jetzt Jeder mit uns Geschäfte machen, an uns verdienen; wir sind als gute Kunden beliebt und keiner Koalition kann noch einmal der Gedanke kommen, uns wie ein wildes Thier hinter eiserne Gitter zu sperren. Die Offiziere werden die Nase rümpfen. Aber es geht auch so.“ Dann wird er, da die Sommer Sonne schien, auf die Inseln gefahren sein, wo an solchen Tagen hübsche Frauen in pariser

Toiletten zu sehen sind. Und die Aussicht, nächstens auf Befehl des Zaren in Wien mit der Baronin Suttner über Krieg und Frieden, hohe und höchste Politik plaudern zu müssen, hat ihn ganz gewiß nicht traurig gestimmt.

Graf Murawiew nahm die Dinge leicht. Sogar der Boxerlärm hätte ihm nicht den Schlaf gestört. Er wußte, daß Diplomatenkunst nicht mehr viel ausrichten kann und daß dem Weißen Zaren unter jedem Himmel Früchte in Fülle reifen, die seine Diener nur vorsichtig zu pflücken brauchen. Vor fünfzig Jahren schrieb Nesselrode in den Neujahrsbericht an den ersten Nikolaus: *Depuis 1814 la position de la Russie et de son souverain n'a été ni plus belle ni plus grande.* Wie dürftig sehen die damals gerühmten Erfolge aus, wenn man sie den seitdem von Rußland errungenen vergleicht! Der zweite Nikolaus darf den Perserschat, den Schattenkaiser von China und den Großherrn der Pforte wie demüthige Vasallen behandeln, Frankreich und Großbritannien werben wetteifernd um seine Gunst und der höchste Vertreter des Deutschen Reiches wiederholt unermüßlich den Ausdruck seiner Hoffnung, an der Seite des Slavenskaisers künftig die allerheiligsten Güter der Völker Europas schützen zu dürfen. Was auch geschehe: überall, im Norden wie im Osten Asiens, ist Rußland der Löwentheil der Beute gewiß. Diese Erfolge haben die Erben der Palaeologen nicht der Genialität ihrer politischen Diener zu danken, sondern der Tradition, die ruhiges, geduldiges Warten lehrte. Giers, Robanow und Murawiew waren Durchschnittsdiplomaten und deshalb nach ihrem Tode leicht zu ersetzen; aber sie wähten nicht, man könne das Reifen der Früchte dadurch beschleunigen, daß man eine Lampe darunterhält, und sie sorgten durch stetige, von Launen freie Geschäftsführung dafür, daß die Politik ihres Landes immer ein klar erkennbarer, deutlich bestimmbarer Faktor blieb. Feuilletonisten waren sie nicht und kein einziges mot konnte ihnen nachgesagt werden. Dennoch waren sie sogar auf den Boulevards beliebt, wo, nach Maupassants Klageruf, ein Wigwort, eine hübsche Stilwendung oft den Ruhm eines Politikers sichert. Und gerade im Verkehr mit Frankreich hat Murawiew die besten Proben seiner Leistungsfähigkeit gegeben: zuerst, als er den Faskhodaschmerz beschwichtigte und den Nationalisten rieth, ihren Grimm gegen Albion mit Geduld zu waffnen, und später, als er die Weltausstellungreise des Zaren vorbereitete, ohne die eine neue Anleihe in Paris kaum noch zu haben wäre. Einen stokrussischen Grafen, der im Umgang mit den modernsten Mächten solche Gewandtheit erworben hatte, konnte man, selbst wenn er ein Monocle trug und sich gern galanten Wallungen überließ, nicht einen Diplomaten der alten Schule nennen.

## Der lippische Thronfolgestreit.

Am siebenundzwanzigsten Januar 1899 sagte der Grafregent Ernst zur Lippe-Biesterfeld in einem Trinkspruch auf den Kaiser: „Endlich kann ich mittheilen, daß erst vor wenigen Wochen noch eine der höchstangesehenen Juristenfakultäten, die der Universität Leipzig, in einem ausführlich begründeten wissenschaftlichen Gutachten ihre einmüthige Rechtsüberzeugung dahin ausgesprochen hat, daß jede Anfechtung des Rechtes meiner Söhne auf die Thronfolge im Fürstenthum Lippe aus mehreren Gründen zu verwerfen sei, von denen jeder für sich stark genug wäre, diese Verwerfung allein zu tragen.“ Es ist der zukünftige dritte Akt des sogenannten lippischen Thronfolgestreites, auf den der Grafregent damit anspielte.

Der erste Akt hatte die Frage zum Gegenstand, ob die im Jahre 1803 geschlossene Ehe des Grafen Wilhelm Ernst zur Lippe-Biesterfeld mit Modeste von Unruh ebenbürtig sei. Von der Ebenbürtigkeit oder Nichtebenbürtigkeit dieser Ehe hing die Thronfolgefähigkeit des Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld ab. Dieser Akt wurde durch den dresdener Schiedsspruch und seine Feststellung geschlossen: „Seine Erlaucht der Graf Ernst u. s. w. ist nach Erledigung des zur Zeit von Seiner Durchlaucht dem Fürsten Karl Alexander zur Lippe innegehabten Thrones zur Regierungsnachfolge in dem Fürstenthum Lippe berechtigt und berufen.“ Der zweite Akt betraf die Frage, welches Forum zuständig ist, darüber zu entscheiden, wer nach dem Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld berechtigt und berufen ist, insbesondere und zunächst darüber, ob die Söhne des Grafen Ernst aus dessen Ehe mit der Reichsgräfin Karoline von Wartensleben zur Nachfolge berechtigt sind. Von der Biesterfelder Linie wurde behauptet, die Entscheidung darüber stehe der Landesgesetzgebung des Fürstenthumes Lippe zu und könne von ihr gegen den Widerspruch der Agnaten vorgenommen werden. Schaumburg-Lippe leugnete Das und behauptete die alleinige Zuständigkeit des Bundesrathes. Am fünften Januar 1899 erklärte sich der Bundesrath mit erdrückender Mehrheit für zuständig zur Erledigung des Streites gemäß § 76 Absatz 1 der Reichsverfassung, beschloß jedoch, in eine sachliche Erledigung des Streites noch nicht einzutreten, weil zur Zeit dazu kein Anlaß vorliege. Mit dieser Entscheidung schloß des lippischen Thronfolgestreites zweiter Akt.

Der dritte Akt wird die Frage der Ebenbürtigkeit der Gräfin Karoline Wartensleben und also der Thronfolgefähigkeit ihrer Söhne zum Gegenstand haben. Diese Frage erörtert das Gutachten der leipziger Juristenfakultät, auf das der Grafregent in seinem Toast Bezug genommen hat.

Ueber den Inhalt dieses Gutachtens war bisher ein undurchbringlicher Schleier gebreitet. Kein Sterbenswörtchen verlautete darüber. Um so inter-

effanter dürfte er für weitere Kreise sein. Er ist den Söhnen des Grafenregenten günstig: Das ist das Einzige, was man bisher wußte. Durch einen Zufall erhielt ich ungefähre Kenntniß davon, wie das Gutachten seine Ansicht begründet.

Das Gutachten billigt die Begründung des dresdener Schiedspruches. Es folgert weiter aus dessen Rechtskraft, daß auch die Thronfolgefähigkeit der Söhne des Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld nicht mehr bestritten werden könne. Zum besseren Verständniß scheint es daher unumgänglich, sich den wesentlichen Inhalt des Schiedspruches kurz zu vergegenwärtigen.

Das Schiedsgericht hat entschieden, die im Jahre 1803 geschlossene Ehe des Grafen Wilhelm Ernst zur Lippe-Biesterfeld, des Großvaters des jetzigen Regenten, mit Modeste von Unruh sei ebenbürtig. Zwar sei der Name des väterlichen Großvaters und der väterlichen Großmutter der Modeste zur Zeit (des Schiedspruches) noch unbekannt, trotzdem habe das Schiedsgericht die volle Ueberzeugung gewonnen, daß Modeste von Unruh auf Grund legitimer Abstammung Mitglied der altadeligen Familie von Unruh gewesen sei. Ein Reichsherkommen, das die „Ehen zwischen Herren aus altreichsgräflichen und neufürstlichen Häusern mit Damen des niederen Adels für Mißheirathen erklärte“ habe „jedenfalls zu der Zeit, als die Ehe mit Modeste von Unruh geschlossen wurde“ nicht bestanden, „die Ehe eines Mitgliedes eines altreichsgräflichen und neufürstlichen Hauses mit einer Dame vom niederen Adel sei im vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts keine Mißheirath gewesen.“ Ein solches altreichsgräfliches und neufürstliches Haus sei aber das Haus Lippe. Eben so wenig sei ein strengeres lippisches Hausgesetz oder eine strengere Hausgewohnheit nachweisbar. Das ist die Schlussfolgerung des Schiedspruches.

Die Gräfin Karoline Wartenleben stammt aus einem Geschlecht des niederen Adels. Wendet man die Rechtsfrage, die das Schiedsgericht als im Jahre 1803, dem Jahre des Eheabschlusses mit Modeste von Unruh, für die altreichsgräflichen und neufürstlichen Häuser gültig angenommen hat, auf die Gräfin Wartenleben an, wie es das Gutachten der leipziger Juristenfakultät thut, so ergibt sich daraus die Ebenbürtigkeit der Gräfin. Das ist unzweifelhaft. Ob aber diese Rechtsfrage, wonach der niedere Adel dem Hause Lippe ebenbürtig ist, auch noch im Jahre 1869, in dem sich Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld mit der Gräfin Karoline Wartenleben vermählte, gültig waren, und namentlich, ob sie auch noch für ein inzwischen souverain gewordenes Haus gültig sind: Das ist gerade die Frage. Denn seit dem Jahre 1807 ist in der staatsrechtlichen Stellung des Hauses Lippe eine sehr wichtige Veränderung vorgegangen. Aus einem altreichsgräflichen und neufürstlichen halb-souverainen Hause ist es zu einem vollsouverainen geworden.

Das Gutachten der leipziger Juristenfakultät folgert die Ebenbürtigkeit der Söhne des Grafen Ernst aus der Rechtskraft des Schiedsspruches. Nun ist aber der Schiedsspruch in seiner Rechtskraft, wie übrigens jedes Urtheil, beschränkt auf den sogenannten Tenor, den dispositiven Theil des Urtheiles. Die Entscheidungsgründe eines Urtheiles haben keine Rechtskraft, also auch nicht die erwähnten, sämmtlich den Entscheidungsgründen des Schiedsspruches entnommenen Rechtsätze. Der Tenor des Schiedsspruches stellt lediglich die Berechtigung und Berufung des Grafen Ernst zur Thronfolge im Fürstenthum Lippe fest. Er erstreckt sich nicht auf die Söhne, ja, nicht einmal auf die Brüder des Grafregenten, natürlich am Allerwenigsten auf deren Defzendenz. Das ergibt sich aus dem mitgetheilten Wortlaut des Schiedsspruches. Es wird noch klarer durch folgende Vorgänge innerhalb des Schiedsverfahrens.

Am sechszwanzigsten November 1896 stellte der Graf Ernst zur Lippe-Biestersfeld beim Schiedsgericht den Antrag: „Hohes Schiedsgericht wolle Urtheil dahin erlassen, daß nach Erledigung des zur Zeit von Seiner Durchlaucht dem Fürsten Karl Alexander zur Lippe innegehabten Thrones die gräflich erbherrliche Linie zur Lippe-Biestersfeld zur Regirungsnachfolge im Fürstenthum zuerst und ausschließlich berechtigt und berufen ist.“ Am neunten Februar 1897 wurde hiergegen vom Hause Schaumburg-Lippe erklärt: „Hinsichtlich des Biestersfelder Antrages ist noch zu bemerken, daß derselbe so, wie er angebracht ist, im Widerspruche mit dem Schiedsvertrage steht. Nach diesem unterliegt der Entscheidung des hohen Schiedsgerichts nur die Frage, wer von den drei Pajizzenten (dem Grafen Ernst zur Lippe-Biestersfeld, dem Grafen Ferdinand zur Lippe-Weiffensfeld und dem Fürsten Georg zu Schaumburg-Lippe) zuerst zur Thronfolge im Fürstenthum Lippe berechtigt und berufen ist. Das hohe Schiedsgericht wird weder in der Lage sein, etwa der Linie des Grafen zu Biestersfeld noch gar ihr ausschließlich das Thronfolge-recht zuzusprechen. Letzteres nicht, da den Linien Weiffensfeld und Schaumburg ihr Thronfolgerecht, so weit es überhaupt besteht, auch gewahrt bleibt, wenn die Biestersfelder Linie als zuerst zur Thronfolge berechtigt anerkannt werden sollte. Gegen die Linie Biestersfeld, speziell gegen die Defzendenz des Grafen Ernst zur Lippe-Biestersfeld, liegen aber noch selbständige Anfechtungsgründe vor, die hier nicht zur Erörterung stehen.“

Da das Schiedsgericht seinen Spruch auf die Person des Grafen Ernst zur Lippe-Biestersfeld beschränkte, kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß es diese Beschränkung der Entscheidung mit voller Absicht vorgenommen hat. Das Schiedsgericht hat die Ebenbürtigkeit der Gräfin Karoline Wartenleben aber nicht nur nicht zum Gegenstande seiner Entscheidung, sondern auch nicht einmal zum Gegenstande der Verhandlung oder, wie das



Studium der Entſcheidungsgründe lehrt, zum Gegenſtande der Erörterung gemacht. Aus Alledem ergibt ſich ganz unzweifelhaft, daß der Schiedsſpruch der Entſcheidung über die Ebenbürtigkeit der Gräfin Wartenſleben formell nicht präjudizirt. Er präjudizirt dieſer Entſcheidung aber, trotz allen entgegengeſetzten Behauptungen, mögen ſie auch in noch ſo vielen Variationen in die Welt geſchleudert werden, und trotz der leiſpziger Juristenſakultät, auch nicht materiell.

Die nach dem Schiedsſpruch für ebenbürtig erklärte Ehe des Grafen Wilhelm Ernſt zur Lippe-Bieſterfeld mit Modeste von Unruh iſt geſchloſſen im Jahre 1803, die des Grafen Ernſt mit der Gräfin Wartenſleben im Jahre 1869. Zwischen beiden Eheabſchlüſſen liegen alſo ſechſundsſechzig Jahre, ein Zeitraum, der ſogar zur Bildung eines neuen Gewohnheitsrechtes genügt. Es gehört eine ungewöhnliche Unklarheit juridiſchen Denkens dazu, um zu verkennen, daß Rechtsſätze, die im Jahre 1803 für ein altreichsgräfliches und neufürſtliches Haus gegolten haben, nicht mit zwingender Nothwendigkeit auch im Jahre 1869 für ein Haus der gleichen Art in Geltung befindlich geweſen ſein müſſen, um zu verkennen, daß die Möglichkeit einer Aenderung des materiellen Rechtes vorliegt, und zwar ſowohl einer Aenderung des auf dieſe Häuser anzuwendenden gemeinen Rechtes als auch des Hausrechtes. Es gehört eine faſt noch größere Unklarheit des juridiſchen Denkens dazu, um zu überſehen, daß Rechtsſätze, die das Schiedsgericht als im Jahre 1803 für ein halbſouveraines altreichsgräfliches und neufürſtliches Haus als geltend feſtgeſtellt hat, dadurch noch nicht als im Jahre 1869 für ein inzwiſchen vollſouverain gewordenes Haus geltend feſtgeſtellt ſind.

So ergibt der Schiedsſpruch, auch in ſeinen Gründen, für die Beurtheilung der Ebenbürtigkeit der Gräfin Wartenſleben nicht mehr als nichts.

Das Schiedsgericht hatte feſtzuſtellen:

1. daß im Jahre 1803 auf das halbſouveraine altreichsgräfliche und neufürſtliche Haus Lippe anzuwendende Ebenbürtigkeitsrecht,
2. den Status der Modeste von Unruh. Es hatte
3. zu prüfen, ob dieſer Status nach dem anzuwendenden Ebenbürtigkeitsrecht genügt.

Die Inſtanz, die über die Ebenbürtigkeit der Gräfin Wartenſleben zu entſcheiden haben wird, wird feſtzuſtellen haben:

1. daß im Jahre 1869 auf das inzwiſchen ſouverain gewordene Haus Lippe anzuwendende Ebenbürtigkeitsrecht,
2. den Status der Gräfin Karoline Wartenſleben. Sie wird
3. zu prüfen haben, ob dieſer Status nach dem anzuwendenden Ebenbürtigkeitsrecht genügt.

Das Gutachten der leiſpziger Juristenſakultät hat ſich nicht damit be-

gnügt, die Thronfolgefähigkeit der Söhne des Grafregenten Ernst zur Lippe-Biesterfeld aus der Rechtskraft des Schiedsspruches abzuleiten, sondern es hat die rechtlichen Schlussfolgerungen des Schiedsspruches nachgeprüft und billigt sie. Auch die leipziger Juristenfakultät gelangt zu dem Ergebnis, daß für die Ebenbürtigkeit im Hause Lippe die Abstammung der einheirathenden Dame aus einfachem „altadeligen“ Geschlecht genügt habe und daß der Stand von deren Mutter gleichgiltig sei. Durch diese Fragestellung: „Ist der Schiedsspruch falsch oder richtig?“ wird die Beantwortung der Frage, ob die Gräfin Karoline Wartensleben ebenbürtig ist, in unzulässiger Weise verschoben. Die richtige Fragestellung hätte zu lauten: Ist die Ehe eines Herrn aus dem inzwischen souverain gewordenen Hause Lippe, wenn im Jahre 1869 mit einer Dame des niederen Adels geschlossen, ebenbürtig?

Für mich unterliegt es nun gar keinem Zweifel, daß diese Frage zu verneinen ist. Doch wenn ich hier nur meine eigene Ansicht darüber vorbringen wollte, würde mir ohne Zweifel entgegengehalten werden, ich sei schaum-burgischer Parteigänger. Ich bin aber in der Lage, für die Unebenbürtigkeit einer solchen Ehe mich auf einen sicher ganz unverdächtigen Gewährsmann berufen zu können, nämlich auf Herrn Professor Max von Seydel in München. Seydel ist es bekanntlich gewesen, der in dem geschilderten Streit um die Zuständigkeit des Bundesrathes der biesterfelder Seite ein Rechtsgutachten erstattete, das von dieser und der lippischen Regierung dem Bundesrath offiziell überreicht worden ist. In diesem Gutachten hat Seydel sich im Sinne der von der biesterfelder Seite verfochtenen Unzuständigkeit des Bundesrathes ausgesprochen. In der selben Denkschrift hat Seydel am Schluß gesagt, daß die Ebenbürtigkeit der Gräfin Karoline Wartensleben seit dem Schiedsspruch nicht mehr mit Erfolg, wegen der Angehörigkeit dieser Dame zum niedern Adel, angefochten werden könne, da der Schiedsspruch die Ebenbürtigkeit des niederen Adels mit dem Hause Lippe rechtskräftig festgestellt habe. Voreingenommenheit für Schaumburg-Lippe wird man nach Alledem Seydel unmöglich vorwerfen können. Um so bedeutsamer wird es aber sein müssen, nachdem nachgewiesen wurde, daß die Rechtskraft des Schiedsspruches sich weder formell noch materiell auf die Ehe mit der Gräfin Wartensleben erstreckt, zu sehen, wie Seydel die Frage beantwortet: „Ist die Ehe eines Herrn aus souverainem Hause, wenn im Jahre 1869 mit einer Dame des niederen Adels geschlossen, ebenbürtig?“

Diese Frage hat Seydel mit aller wünschenswerthen Schärfe im Jahre 1892 in einer merkwürdiger Weise ganz in Vergessenheit gerathenen und nirgends erwähnten, sich mit der Schrift Labands „Die Thronfolge im Fürstenthum Lippe“ (Freiburg 1891) beschäftigenden Anzeige in der Kritischen Vierteljahrsschrift (Band 15, Heft 3) verneint. Es könne, sagt er, „laum

ein Zweifel darüber bestehen“, daß der Grenzstrich, wonach nur der hohe Adel ebenbürtig sei, nach dem bestehenden Recht „für die souverainen Häuser Deutschlands gilt“. In diesen Dynastien „steht das strenge Ebenbürtigkeitsprinzip theils durch ausdrückliche hausgesetzliche Bestimmung, theils durch Familienobservanz zweifellos fest. Es giebt kein einziges Hausgesetz eines souverainen deutschen Fürstenhauses, in dem die Ebenbürtigkeit in dem Sinne bestimmt wird, daß auch Personen von niederem Adel darunter fallen“. Seydel fährt dann fort: „Die Schlußfolgerung, welche Laband daraus zieht, scheint mir zwingend zu sein. Muß man es daher als eine in dem Rechtsbewußtsein der deutschen Fürstenhäuser festwurzelnde Rechtsanschauung anerkennen, daß dieselben nur die souverainen Häuser und die nach Artikel 14 der Deutschen Bundesacte denselben gleichgestellten ehemals reichsständischen Häuser als ebenbürtig ansehen, und ist es zweifellos und notorisch, daß diese Rechtsüberzeugung in konstanter Weise befolgt wird, so muß man bis zum Erweise des Gegentheils annehmen, daß auch das fürstliche Haus Lippe an diesem allen deutschen Fürstenhäusern gemeinsamen Recht Theil hat. In der That haben auch die beiden fürstlichen Häuser Lippe seit Erlangung der Souverainetät sich ausnahmslos an das strenge Ebenbürtigkeitsprinzip gehalten“. Ich denke, diese Ausführungen sind deutlich genug.

Diese ausschließliche Ebenbürtigkeit des hohen Adels mit den souverainen Häusern bezieht sich nach Seydel freilich nur auf das neunzehnte Jahrhundert, genauer gesagt: auf die Zeit nach der Erwerbung der Souverainetät durch die früher reichsunmittelbaren, aber immerhin nur halbsoverainen Häuser, auf die Zeit nach dem Untergange des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation. In die Zeit nach diesen Ereignissen fällt aber gerade der Abschluß der Ehe des Grafen Ernst zur Lippe-Biestersfeld mit der Gräfin Karoline Wartensleben, nämlich in das Jahr 1869. Und eben so sicher und gewiß, wie eine gemeinsame Rechtsüberzeugung der souverainen Häuser Deutschlands hinsichtlich der Ebenbürtigkeit auf die im Jahre 1803 geschlossene Ehe mit Modeste von Unruh nicht zur Anwendung zu kommen hatte, weil damals das Haus Lippe noch nicht souverain war, genau so sicher und gewiß muß sie auf die Gräfin Wartensleben angewendet werden, weil das Haus Lippe seitdem die Souverainetät erwarb. Welches Ebenbürtrecht anzuwenden war auf eine im Jahre 1803 abgeschlossene Ehe eines Mitgliedes eines altreichsgräflichen und neufürstlichen Hauses: diese Frage, die das bresdener Schiedsgericht ausschließlich zum Gegenstande seiner Entscheidung gemacht hat, ist dabei eben so nebensächlich wie die, welches Ebenbürtrecht im neunzehnten Jahrhundert in den hochadeligen mediatisirten Häusern gilt, worüber allein schon eine Reichsgerichtsentscheidung (vom fünften Dezember 1893, Entscheidungen in Civilsachen, Band 33, Seite 150 ff.) vorliegt.

Daß jedenfalls in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — und in diese fällt bereits der Abschluß der Ehe mit der Gräfin Wartensleben — die Ausbildung einer gemeinsamen Rechtsüberzeugung der souverainen Häuser Deutschlands — ja, man kann sagen: der christlichen souverainen Häuser Europas — zum Abschluß gekommen ist, wonach in diesen Häusern das strengste Ebenbürtigkeitsprinzip gilt, dafür ist das oldenburgische Hausgesetz von 1872 ein deutlicher Beweis. Dieses Hausgesetz enthält in seinem Artikel 9 die Bestimmung: „Als ebenbürtig sind diejenigen Ehen zu betrachten, welche Mitglieder des großherzoglichen Hauses unter sich eingehen, oder mit Mitgliedern eines anderen christlichen souverainen Hauses, oder mit Mitgliedern solcher Häuser, welchen nach Artikel 14 der Deutschen Bundesakte — es sind die sogenannten mediatisirten Häuser — das Recht der Ebenbürtigkeit zusteht“.

Schon Hermann Schulze sagt von diesem oldenburgischen Hausgesetz vom ersten September 1872: „Daß in ihm ein signifikanter Ausdruck des Rechtsbewußtseins der hochadeligen Familie in seiner neuesten Gestalt erkannt werden darf“ (Hausgesetze, Band 2, Seite 386). Das sagt er mit vollem Recht, denn die Annahme erscheint geradezu unmöglich, daß der Großherzog Peter von Oldenburg für sein Haus ein Hausgesetz habe schaffen wollen, das alle anderen Hausgesetze und Hausobservanzen an Strenge übertraf. Es ist vielmehr zweifellos, daß er nur in hausgesetzliche Form bringen wollte, was, seiner Meinung nach, in der Neuzeit die gemeinsame Rechtsüberzeugung der regirenden Familien Deutschlands ist. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß gerade das Haus Oldenburg bis zu diesem Hausgesetz das einzige unter den altfürstlichen Häusern Deutschlands war, das nach der Observanz den niederen Adel als ebenbürtig ansah, ferner, daß das neue Hausgesetz selbst die Mediatisirten nur unter einer bestimmten Bedingung, von der gleich zu sprechen sein wird, als ebenbürtig anerkennt, so kann an der Richtigkeit der Ansicht Schulzes, das neue oldenburgische Hausgesetz sei der Niederschlag einer gemeinsamen Rechtsüberzeugung der souverainen Häuser Deutschlands oder gar Europas, gar kein Zweifel obwalten. Uebrigens ist auch Hermann Schulze ein sicher ganz unverdächtiger Gewährsmann, da er im Jahre 1878 in einem Gutachten: „Die Succession im Fürstenthum Lippe“ und im Jahre 1885 in einem Nachtrag zu diesem Gutachten für die Thronfolgefähigkeit der damaligen Prätendenten aus der Linie Lippe-Biestersfeld eingetreten ist, also nicht als „schaumburgisch“ gelten kann.

Daß auch die Staatsraison und die Rechtsvernunft für eine solche Beschränkung des Kreises, aus dem die Herren aus regirenden Familien ihre Gemahlinnen wählen dürfen, spricht, ist unbestreitbar. Diese Rechtsvernunft ist bei allen Erörterungen über die Ebenbürtigkeit viel zu wenig berücksichtigt worden.

Das oldenburgische Hausgesetz enthält aber noch eine weitere Bestimmung: „Mitglieder eines solchen Hauses, dem nach Artikel 14 der Deutschen Bundesakte das Recht der Ebenbürtigkeit zusteht, gelten nur unter der Voraussetzung für ebenbürtig, daß auch von Seiten dieses letzteren Ebenbürtigkeit fortdauernd als ein Erforderniß für eine standesgemäße Ehe angesehen wird.“ Hier wird also, wie Ottokar Lorenz in seinem Lehrbuch der Genealogie mit Recht hervorhebt, von der einheirathenden Dame verlangt — nicht nur, daß sie selbst hochadelig ist, sondern auch —, daß sie eine hochadelige Mutter hat. Daß der Großherzog Peter von Oldenburg auch mit diesem Satz nur dem gemeinsamen Rechtsbewußtsein der regirenden Familien, zum Mindesten Deutschlands, Ausdruck gegeben hat, ergiebt sich, sobald man sich die Mühe nimmt, die Eheschließungspraxis dieser Familien im neunzehnten Jahrhundert genau zu untersuchen. Für Den also, der mit Hermann Schulze und mir annimmt, das neue oldenburgische Hausgesetz sei der „signifikante Ausdruck des Rechtsbewußtseins der hochadeligen Familie in seiner neuesten Gestalt“ und auch die zuletzt erwähnte Bestimmung dieses Hausgesetzes entspreche einer gemeinsamen Rechtsüberzeugung der souverainen Häuser im neunzehnten Jahrhundert, erscheint die Gräfin Wartensleben, abgesehen von dem ihrer Familie mangelnden hohen Adel, außerdem deshalb unebenbürtig, weil sie keine hochadelige Mutter hat. Ihre Mutter Mathilde Halbach war, nebenbei bemerkt, eine Bürgerliche. Allein an dem Ergebniß würde es nichts ändern, wenn ihre Mutter dem niederen Adel angehört hätte. Das Ergebniß stellt sich vielmehr, kurz zusammengefaßt, so:

1. Die Gräfin ist unebenbürtig, weil sie nicht hochadelig ist;
2. selbst wenn die Familie des Grafen Wartensleben dem hohen Adel angehörte, würde sie unebenbürtig sein, weil sie keine hochadelige Mutter hat;
3. daß ihre Mutter eine Bürgerliche war, würde erst dann in Betracht kommen, wenn angenommen werden müßte, als Gräfin Wartensleben sei sie unter der Voraussetzung ebenbürtig, daß sie stiftmäßig sei, Das heißt: lauter adelige Großeltern habe. So würde zum Beispiel der alte Moser entscheiden.

Die Presse stellt die Sache immer so dar, als ob die Ebenbürtigkeit der Gräfin Wartensleben ausschließlich wegen ihrer bürgerlichen Mutter angefochten werde. Man hat mit dieser Darstellung den gerechtfertigten Bürgerstolz empfindlich zu machen gesucht. Nicht ohne Erfolg, wie viele der über die Frage veröffentlichten Erörterungen lehren. Nicht dagegen aber sollte sich der Bürgerstolz empören, daß eine bürgerliche Mutter die Gräfin Wartensleben unebenbürtig machen, sondern gegen die Theorie, nach der der niedere Adel dem hohen auch in der Neuzeit noch ebenbürtig sein soll, der Bürgerstand aber nicht. Wo in aller Welt ist denn zwischen dem niederen Adel und dem Bürgerstande im neunzehnten Jahrhundert ein Unterschied zu finden

der eine solche Scheidung rechtfertigt? In der Gegenwart ist jedenfalls für eine solche Unterscheidung kein Raum mehr. Der niedere Adel ist keine Gesellschaftsklasse mehr. Es giebt leider adelige Individuen genug, die vollständig deklassirt und in die niedersten Schichten der Gesellschaft hinunter gerathen sind. Gegen eine Rechtsauffassung, die noch im neunzehnten Jahrhundert den regirenden Häusern zwar den niederen Adel, nicht aber den Bürgerstand gemeinrechtlich ebenbürtig machen will, sollte sich, wie mir scheint, der Bürgerstand wehren, nicht aber gegen das Verlangen, um einem Herrn aus regirendem Hause ebenbürtig zu sein, müsse auch die Braut aus regirendem oder vormals regirendem Hause stammen.

Wenn man in der Oeffentlichkeit über die Ebenbürtigkeit oder Unebenbürtigkeit der Gräfin Wartensleben und über die Thronfolgefähigkeit ihrer Söhne spricht, wird meistens als *ultimum refugium* der Konsens des Fürsten Leopold zur Lippe zu dieser Ehe angeführt. Durch diesen Konsens sei die Ebenbürtigkeit der Gräfin Wartensleben auf alle Fälle jeder Anfechtung entrückt.

Am zehnten Mai 1853 hatte der Fürst zur Lippe „in Kraft eines Hausgesetzes“ eine Deklaration erlassen, in welcher der hier in Betracht kommende Satz lautet: „Wir erklären demnach . . . . daß hinsichtlich jeder Ehe, welche ein Mitglied Unseres Hauses eingehen möchte, in Bezug auf Familienrechte die Anerkennung versagt werden wird, wenn nicht bei Uns oder Unseren Nachfolgern in der Regierung der Konsens zur Vermählung zuvor nachgesucht und ausgemirkt worden ist.“ So klar sie scheint, giebt diese Deklaration doch zu mancherlei Zweifeln Veranlassung, auf die hier nicht weiter eingegangen werden soll. Da kein Streit darüber herrscht, daß am dreiundzwanzigsten September 1868 der Fürst zur Lippe den Konsens zur Eheschließung des Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld mit der Gräfin Karoline Wartensleben erteilt hat, so ist hier nur die Frage zu prüfen: Wird seit der Deklaration von 1853 im Hause Lippe durch Ertheilung des Konsenses, auch zu einer an sich unebenbürtigen Ehe, die Nachkommenschaft aus dieser Ehe thronfolgefähig? Abgesehen nun davon, daß die erwähnte Deklaration ohne jede Zustimmung der Agnaten erlassen ist, daß also offenbar aus den Bestimmungen dieser Deklaration nichts abgeleitet werden kann, was den Rechten solcher Agnaten präjudizirt, die selbst oder deren Vorfahren nicht zugestimmt haben, liegt es auf der Hand, daß diese Einführung des Konsenses nur den Charakter einer hauspolizeilichen Maßregel hat. Es ist mit dem Konsens genau so wie mit der elterlichen oder vormundschaftlichen Genehmigung zur Eheschließung des Kindes oder des Mündels im bürgerlichen Recht. Diese Genehmigung ist vom Gesetz vorgeschrieben, die Ehe darf ohne sie nicht geschlossen werden. Aber die erteilte Genehmigung deckt keineswegs etwa vorhandene Ehehindernisse, zum Beispiel wegen verbotenen Verwandtschaftsgrades. Eine solche Ehe

würde nichtig sein trotz elterlichem oder vormundtschaftlichem Konsens. So bleibt auch die Nachkommenschaft aus einer an sich unebenbürtigen Ehe im Hause Lippe unfähig zur Thronfolge trotz dem erteilten Konsens. Daß Dem so ist, wird noch klarer durch einen Satz aus einem Schreiben des Fürsten zur Lippe vom vierzehnten Januar 1858: „Ich kann jedenfalls für die Zukunft nur diejenigen Ehen von Mitgliedern meines Hauses als ebenbürtig und die daraus hervorgehende Deszendenz als thronfolgeberechtigt anerkennen, welche mit Angehörigen souverainer Häuser oder des anerkannten hohen Adels geschlossen werden: ich kann folgerichtig auch nur zu einer solchen Ehe meinen Konsens erteilen.“ Mit anderen Worten: fernerhin soll der Konsens nur zu ebenbürtigen Ehen erteilt werden, weil nur aus solcher Ehe die Nachkommenschaft zur Thronfolge berechtigt ist. Bedingung der Ebenbürtigkeit ist Angehörigkeit der Braut zu regirendem oder hochadeligen Hause. Die rechtliche Möglichkeit der Ertheilung des Konsenses zu einer unebenbürtigen Ehe liegt jedenfalls vor. Davon aber, daß die Ertheilung des Konsenses eine an sich unebenbürtige Ehe ebenbürtig mache, ist nirgends die Rede. Ja, es ist sogar zwischen Ebenbürtigkeit und Konsensertheilung scharf genug unterschieden. Es war ein Besuch des Grafen Julius zur Lippe-Diestersfeld um Ertheilung des Konsenses zur Ehe seines Bruders Leopold mit einer Baronin von Taube, daß auf diese Weise abschlägig beschieden wurde. Es liegt kein Grund vor, die Ebenbürtigkeit der Gräfin Wartensleben anders zu beurtheilen als die der Baronin Taube.

Nach Alledem kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß für die Entscheidung über die Thronfolgefähigkeit der Söhne des Grafen Ernst zur Lippe-Diestersfeld, eine Entscheidung, die der Bundesrath entweder selbst vorzunehmen oder zu der er irgend eine andere Instanz zu bevollmächtigen haben wird, weder der Konsens vom Jahre 1868 noch der Schiedsspruch des Königs von Sachsen in Betracht zu kommen hat. Die einzig ausschlaggebende Frage ist eine neue, durch Richterspruch bisher noch nicht entschiedene. Sie lautet: Ist eine im Jahre 1869 geschlossene Ehe eines Herrn aus dem regirenden Hause Lippe mit einer Dame des niederen Adels ebenbürtig? Die weitaus überwiegende Mehrzahl der staatsrechtskundigen Universitätsprofessoren wird sie jedenfalls mit Seydel verneinen. Das steht schon jetzt fest.

Groß-Lichterfelde.

Dr. Stephan Reule von Stradonitz.



## Tote Kunst.

Die lauten Straßen haben wir verlassen und die Kühle, die Stille und der Schlaf weiter Museumshallen umfängt uns. Das ist der Garten der Kunst; doch da draußen, über die Straßen und die Häuser, über den von Menschen wimmelnden Platz, wo die Springbrunnen rauschen und die Blumen blühen, fließt das heiße Sonnenlicht des Lebens. Ohne Rast und Ruhe, in ständigem Wechsel, in ewigen Bewegungen stüht es vorüber. Ein Ziel, ein Wille, ein Drang nach Werden, eine Lust des Schaffens in jedem Angesicht, das neben uns auftaucht. Unter fühlenden Seelen ein Fühlender, schlendert, geht und tragt und eilt ein Jeder dahin. Wärme strömt aus allen diesen sich bewegenden Leibern, die einander anziehen und abstoßen, und geheime Wellen der Empfindung fließen aus einem Körper in den anderen hinüber. Ein Auge blinzelt Dich an, eine Frage, ein Lachen, ein Rufen, ein Verlangen und Begehren ist dieses Leuchten im Auge und eine Antwort klingt aus Deinem Innern herauf; eigenes Verlangen und Sehnen entzündet sich am fremden Verlangen und leise Schauer durchrinnen Deine Glieder.

Aber die Hallen dieses Museums liegen inmitten der von Menschen wimmelnden Plätze und Straßen da, fern und einsam wie ein Kirchhof. Wie ein Hauch und Dampf von Moder, Verwesung und Staub kriecht es aus den Wänden hervor; und kühl, frostig, leer und öde ruht der Garten der Kunst, inmitten der sonnigen Gärten des Lebens. Gleich Grabsteinen und Totenkreuzen stehen sie rings umher, die stummen Werke der Vorjahrhunderte und Vorjahrtausende: ägyptische Götter- und Königsstatuen, deren steinernes Auge wie aus dem Nichts hervorblickt, die Füße und Beine fest aneinandergeschlossen, die Hände platt auf die Knie gelegt, — Könige und Götter einer Welt, die vor jeder Bewegung erschrickt. Assyrische und babylonische Heroen, die über die toten Leiber ihrer Feinde die Wagenräder rollen lassen; aber sie selbst stehen auf ihrem Siegeswagen, tot, starr, wie Puppenbälge oder wie ausgestopfte Vögel. Vergebens huscht ein Sonnenstrahl durch die hohen Fenster; auch die marmorweißen Griedenbilder läßt er nicht wach; und das ewige Lächeln dieser steinernen Lippen, die seit Jahrtausenden lächeln und immer lächeln: ist etwas Anderes als die Grimasse, die ein Totenangesicht schneidet? Unwillkürlich sinkt unsere Stimme zu einem Flüstern herab, wenn wir zwischen allen diesen Steinen und Märlern hinschreiten. Aber ist das Flüstern der Liebe, der Hinnneigung, seliger Schwärmerieen und inbrünstiger Ehrfurcht oder nicht viel mehr Scheu und Vorkommenheit, ein Gefühl des Fremden, des Abgestoßenseins, das uns inmitten dieser Werke der Kunst überfällt? Wenn die Kunst in der That nichts Anderes ist als eine Nachbildnerin und Nachahmerin des Lebens, wie uns so Viele versichert



haben und immer wieder versichern werden, wenn eine Landschaft Ruysdaels dazu gemalt wurde, daß sie uns Ersatz sein soll für eine Landschaft der Wirklichkeit, damit das Gemälde uns in unserem Zimmer in jedem Augenblick die Landschaft zeigt, weil wir zu bequem oder sonstwie gehindert sind, die Naturlandschaft selbst aufzusuchen: ist da nicht wirklich der Garten der Kunst ein Garten der Gespenster nur, eine Insel des Todes, eine Unterwelt, wo die Fleisch- und Blutdinge der Welt zu Schemen und Schattendingen herabgesunken sind? Ein trüber, finsterner und trauriger Ersatz für das Lebendige? Ist da nicht alle Kunst nur Aftese und Entfagung?

Keiserische Gedanken weckt so ein Museenkirchhof. Von drüben her grüßt uns der gnadenreiche und holdselige nackte Leib der gebenedeiten Frau Venus, der Himmelskönigin. Bleiche, hohlwangige, spiritualistische Westhetiker haben uns versichert, daß wir nicht werth sind des Anblicks dieser weißen marmornen Glieder, daß wir traurige Wüstlinge und Wollüstlinge sind und das Kunstwerk noch nicht zu schauen vermögen, wenn es sich im Angesicht des heiligen Venusbildes in uns regt und schwillt, wenn wir dabei an lebendiges Fleisch und einen lebendigen hüllenlosen Frauenkörper denken. Nur als Schein sollen wir das Bild nehmen, — immer nur als Schein, als gespenstischen Schatten! Aber wenn wir nun in diesem marmornen Leib den lebendigen, athmenden Menschenleib suchen, — wenn wir uns an diesen Formen be-rauschen, weil unser Auge hinter und in ihnen die lebendige Weibeschönheit erblickt, weil uns die große Trunkenheit des Liebens und Zeugens überkommt: sind wir nicht auch da arme und betrogene Thoren? Ist es nicht etwas jammervoll Unfruchtbares, daß wir bewundernd zu der kalten Statue emporsehen, während es uns doch in Wahrheit nach den Umarmungen und Gluthen des lebendigen Weibes dürstet? Wenn uns das Leben feurig goldenen Wein in den Becher schüttet, reicht uns die Kunst eine thönerne Schale abgestandenen, schalen Wassers. Können die Gefühle, die das marmorne Bild der Venus in uns weckt, Ersatz sein für die Lust und Wollust, die seligen Trunkenheiten, die wilden Thorheiten, die Erhabenheiten und Schmerzen einer Stunde „wirklicher“ Liebe? Wie ruhig, wie gelassen stehen wir doch im Anblick einer Göttin von Stein, — und wie anders siebert und rast es in unserem Blute, wenn uns eine lebendige Aphrodite mit nackten Armen umfängt! Wo ist der Feuertrank und wo das abgestandene Wasser?

Ob wir den Idealisten und Spiritualisten oder den Naturalisten und Materialisten folgen: sie Alle führen uns in ein Reich der Kunst, das nichts ist als ein Reich des Todes, eine armsüchtige, fahle und bleiche Gespenster- und Schattenwelt, die düster und traurig jenseits der grünen und blühenden Gärten des Lebens liegt. Ob wir die Welt der Kunst eine Welt des idealen Scheines nennen, eine zweite, eine höhere Welt, oder ob wir den Künstler

für den Affen der Natur halten, der nichts als lebendige Formen in tote Formen umzusetzen vermag: immer wieder scheiden wir Leben und Kunst von einander. Und diese bleibt hinter jenem zurück, ist nichts als Nachahmerin und Dienerin der Göttin Natur oder sie gaukelt ihm wie ein Freilicht voraus und führt uns zuletzt doch nur in dunkle Sümpfe und bde Moore hinein. Sie ist ein schöner Wahn, — aber doch nur ein Wahn!

Und diese Museen und Hallen, alle Räume und Wände vollgestellt mit Werken und Schöpfungen des künstlerisch schaffenden Menschengenies: sind es nicht eigentlich Barbarentempel, Denkmäler einer Kultur, die in innerster Seele die Kunst noch immer als etwas Fremdes fühlt und weiß, bald mit scheuen Bildenaugen als zu einem Sonderbaren, Ungewohnten und Merkwürdigen heraufstaunt, bald mit Bildenverachtung spöttisch auf ihre Seifenblasenspielerereien herabblückt. Diese Museen sind der rechte Ausdruck eines Geistes, für den die Werke der Dichtung zuletzt nur als Kuriositäten und Raritäten gelten. Aufgebaut hat sie ein Mensch, der die Kunst nicht zu leben weiß, dem das Leben keine Kunst und die Kunst kein Leben ist. Abseits vom Markt, von den Plätzen und Straßen liegen die Tempelhallen, wo wir unsere Kunst aufsuchen: feierliche Gebäude sind es zum Sonntagsbesuch. Wir glauben, die Dichtung zu ehren, wenn wir sie zur Göttin machen und ihre Werke als Götter und Götterstatuen aufstellen. Aber damit machen wir sie uns nur fern und fremd. Und zwischen allen diesen Bildern und Steinen der Museen gehen wir wie unter Grabmälern umher. Starr und tot stehen dort die Statuen auf ihren Sockeln und Säulen, ein ewiges Lächeln um den Mund, das sie selbst nicht empfinden, den Mund zum Schrei geöffnet; doch nie hören wir den Schrei. Wie Schatten umschweben uns die Gestalten Fausts und Hamlets. Wir hören sie reden; aber reden sie nicht immer das Selbe, Jahr um Jahr, Jahrhundert um Jahrhundert? „Habe nun, ach, Philosophie“ . . . So oft ich mit Faust sprechen will: immer wieder fängt er damit an, der arme traurige Automat, der wie ein Phonograph seine Walze ableiern muß. Wo ist die Bewegung, der Wechsel, die Wandlung, das ewig Neue, die doch das Wesen des Lebens ausmachen? Der Schlaf wohnt in diesen Hallen; rings stehen Bilder, unbeweglich, unveränderlich, — tote Steine.

Und wenn wir zwei Stunden lang schweigend, halblaut flüsternd zwischen allen diesen schweigenden Werken und Gestalten auf- und abgegangen sind und treten dann wieder hinaus vor die Thür und schauen wieder den Himmel und das funkelnde Licht der Sonne, sehen die grünen Bäume, die blühenden Pflanzen, die rauschenden Springsbrunnen, sehen den Strom der Menschen und seine ewige Bewegung: ist es uns nicht, als wiche von unserer Seele ein Druck, der sich dort in den Hallen und Sälen des Museums auf uns legte, atmen wir nicht unwillkürlich tiefer auf?

Das unveränderliche Kunstwerk steht im Mittelpunkt aller unserer Kunsterscheinungen und Kunstbetrachtungen. Als ein toter Gegenstand hängt das Bild an den Wänden unserer Zimmer und als eine tote Sache steht der Roland am Rathhaus zu Bremen. Jahrhunderte, Jahrtausende überdauern die Worte, die Reden, die Verse, die Denkmäler von Stein und Erz; und genau so, wie einst der Dichter vor drei Jahrtausenden sang und sagte: „Singe den Horn, o Göttin . . .“, so klingt es auch heute noch in unser Ohr. Aber nur weil Farbe, Linie, Stein, Erz und Wort tote Dinge sind, überdauern sie die lange Zeit.

Wenn die künstlerische Schöpfung aus der Werkstatt des Schöpfers hervorgetreten ist, wenn der Maler den letzten Pinselstrich an seinem Bilde that und der Dichter den letzten Vers seiner Dichtung niederschrieb, dann nennen wir das Werk *fix* und fertig. Endgiltig abgeschlossen steht es vor uns und wir können nun eigentlich nichts mehr hinzusetzen noch von ihm abnehmen. Von den lebendigen Dingen der Natur können wir nie sagen, daß sie ruhen, stillstehen, abgeschlossen sind. Sie wachsen, sie verändern sich, sie bilden und formen sich um, unaufhörlich, unablässig. Die Pflanze, die heute nur Blätter zeigt, zeigt bald Knospen; und wiederum bald haben sich die Knospen in Blüthen umgewandelt. Ich gehe, ich bewege mich und thue heute ein Anderes, als ich gestern that. Aber das Kunstwerk verwandelt sich nicht, es bewegt sich nicht, es thut nichts, es ist immer das selbe Werk; und in dieser Stunde, wie vor dreihundert Jahren, deklamirt Hamlet immer noch über „Sein oder Nichtsein“. „Im Vergleich zur Natur“, sagt der leipziger Aesthetiker Johannes Voelkel, „ist die Kunst ein Todeß. Auf der einen Seite steht der eigenkräftig lebendige, athmende, ringende Heroß, auf der anderen seine Statue oder sein Bild, denen wir einen Schein von Leben und Seele leihen. Auf der einen Seite also ein in sich lebendvoller, sich entwickelnder, seinen Lebenslauf vollendender Organismus, auf der anderen Seite ein toter Stein oder mit Farbe bestrichene Leinwand, an die der Betrachter gewisse Vorstellungen und Gefühle hängt.“ Eine tiefe, unüberbrückbare Schlucht ist aufgethan zwischen dem lebendigen Werk der Natur und dem toten Kunstwerk. Davon sind Alle überzeugt. Und Idealisten wie auch Naturalisten scheiden von einander die lebendige Natur und die tote Schöpfung der Kunst. Alle unsere Aesthetik ist nichts als eine Aesthetik des toten Kunstwerkes, eine Gräberwissenschaft, die in Leichen wühlt. Und weil wir so denken und reden, weil wir an das fertige, abgeschlossene, tote Kunstwerk glauben, darum ist eben die Kunst nichts Lebendiges für uns, kein Brot und kein Wein, nicht Wärme und nicht Liebe. Und zum Zeichen dieses unseres Wissens stehen jene Museen und Kunsthallen da, die nichts als große Leichenhäuser sind.

Die höchste, vornehmste und edelste Kunstbetrachtung ist für uns die

des Aesthetikers; und der feinsinnige und geschmackvolle Schriftsteller, der uns, wie die Bischof und Werder, ein Kunstwerk kunstvoll zu seziren und zu analysiren weiß, der uns die geheimsten Gedankengänge des Künstlers aufdeckt und Grund- und Aufriss eines Werkes darlegen kann, scheint uns am Besten erfaßt zu haben, was von dem Kunstwerk erfaßt werden will. Daß die Erkenntniß der Dinge das letzte große und eigentliche Ziel unseres Lebens sei, ist für uns Etwas wie ein unumstößlicher Glaubenssatz; und so will auch die künstlerische Schöpfung vor Allem erkannt, begriffen und verstanden werden, und wer sie am Besten erkennt, Der hat sich auch am Besten angeeignet, was das Werk bezweckt. Alle Aesthetik ist Wissenschaft der Kunst, für die Aesthetik ist das Kunstwerk ein wissenschaftlicher Gegenstand. Daß wir die künstlerische Schöpfung als ein totes Ding ansehen und behandeln, ist wesentlich die Frucht dieser unserer Wissenschaft von der Dichtung. „Die Kunstwerke haben kein Leben.“

Da das Kunstwerk doch ohne Frage fertig, abgeschlossen, unveränderlich, unwandelbar dasteht, von dem Augenblick an, da es die Werkstätte seines Schöpfers verlassen hat; da dieses Därembild doch sicherlich nur ein einziges Mal existirt, und zwar dort drüben in unserem Museum, so müssen wir ohne Frage unseren Kunstsinne vor Allem dadurch bethätigen, daß wir das kostbare Ding erhalten, genau so, wie es aus der Hand des Meisters hervorging. Was hat Goethe geschrieben? Ist es auch sicher dieses und nicht etwa ein anderes Wort, das aus seiner Feder floß? Daß wir den reinen Uebersetztext haben, ist die Hauptsache. Was ging in der Seele Shakespeares vor, als er den „Hamlet“ dichtete? Aus welchen Zeit- und Lebenszuständen, aus welchen persönlichen Erfahrungen, Leiden und Kämpfen des Dichters ist das Werk erwachsen? Wie weit ist Shakespeare selbst Hamlet? Was für ein Mensch, was für ein Charakter der Dänenprinz? Was die Idee der Dichtung? Was bedeutet diese Stelle? Was hat sich Shakespeare bei jenem Worte gedacht? Das und Aehnliches sind die Fragen, die bei der Betrachtung des Kunstwerkes wichtig und wesentlich erscheinen. Daß wir uns über sie klar werden und sie beantworten können, fordert das Werk von uns. Sicherlich wollte uns doch Shakespeare seine Anschauungen, seine Gefühle und Gedanken mittheilen; und kann das Kunstwerk wohl einen anderen Zweck haben als den, daß wir die Anschauungen, Gefühle und Gedanken des Dichters nun auch uns aneignen, genau so in uns aufnehmen, wie sie in ihm vorhanden waren?

Und der Drang der Erkenntniß glüht in uns auf und wird mehr und mehr zur Flamme. Und Den, den es einmal recht fest gepackt hat, den läßt es nicht mehr los. Und er wird Shakespeareaner, Shakespeareomane, Shakespeareforscher, Shakespearephilologe, Shakespeareknüffler, Shakespearewange. In den Köpfen von Tzehn, von Hunderten, von Tausenden, zuletzt eines ganzen Volkes, vieler Völker setzt sich der Gedanke immer fester, daß

es zu den höchsten und wichtigsten Kultur-Aufgaben gehört, die Ideen und Gefühle, die ganzen seelischen Zustände eines Homer, eines Dante, eines Shakespears, eines Goethe zu erforschen und zu erkennen. Buch auf Buch, Schrift auf Schrift, Abhandlung auf Abhandlung erscheint, eine Literatur, die immer mehr anschwillt, wälzt sich über die Felder unseres Geistes. Aber dabei kommen wir nie an das gesuchte Ziel. Die Antwort, die alle weiteren Fragen abschneidet, wird nie gefunden. Wenn heute Einer aufsteht und erklärt, die endgiltige Lösung des Hamlet oder irgend eines anderen Problems gefunden zu haben, und wenn auch alle Kundigen ihm beistimmen und sagen: Ja, nun liegt die Sache klar —: in zehn, zwölf Jahren ist aus der Antwort doch wieder eine Frage geworden. Neue Auffassungen treten stets wieder an die Stelle der alten Auffassungen. Die eine Frage, die als die zu beantwortende erschien, zerplittert bei näherer Untersuchung nur in andere Fragen; aus einem Problem werden zehn, werden hundert Probleme. Immer kleiner, immer dürftiger schrumpfen sie zusammen. Die Arbeit des Kunstphilosophen geht an den Philologen über. Schließlich hängt alle Entscheidung von der Stellung eines Kommas ab, . . . und zuletzt, nach hundert Jahren emsigster Ameisenthätigkeit, heißesten alexandrinischen Bemühens, dämmert es doch auch im Kopfe des ärmsten Krämers auf: je mehr die exakte Wissenschaft um das Kunstwerk aufblühte, desto mehr starben die Kunsttriebe selber ab.

Das aber haben wir trotzdem noch nicht begriffen, so viel Stimmen sich gegen den eigentlichen Alexandrinismus auch schon erhoben haben, daß unsere ganzen Anschauungen von der Kunst auf eine solche Vernichtung und Zerstörung der Kunsttriebe überhaupt hinauslaufen. Sie führen nothwendig zu einer Kunst der Museen, die das Kunstwerk nur als ein Totes kennt.

Jene Fragen, die unsere Aesthetik und Literaturgeschichte zu beantworten sucht, sind überhaupt nie und nimmer zu beantworten. Es liegt im Wesen der menschlichen Natur und in der Natur der Dinge, daß wir niemals exakt zu fassen vermögen, was im Innern Shakespeares und Goethes vorging, als sie den „Hamlet“ und den „Faust“ dichteten. Die Ideen, die Gefühle, den Sinn dieser Gestalten und Kunstwerke können wir unmöglich rein und absolut erkennen; und das Trachten nach Lösung all der von der Wissenschaft aufgeworfenen Probleme kann auf keine Art befriedigt werden. Wenn wir für das eigentliche und einzige Ziel der Kunstbetrachtung halten, daß wir die Absichten und Bestrebungen des Dichters zu erkennen, nur ihn und sein Werk zu verstehen suchen, wenn uns die Erforschung der Seelenzustände, aus denen das Werk hervorgeflossen ist, als der höchste Lohn des ästhetischen Genießens gilt, dann werden wir niemals zu einer völligen Befriedigung gelangen. Wir werden nicht eher den lebendigen Geist der Kunst verspüren und ihre großen Kulturwerthe uns nutzbar machen, als bis wir

jene Vorstellungen von dem toten Werke der Dichtung völlig überwunden und eingesehen haben, daß die Schöpfungen der Natur und der Kunst ganz und gar identische Dinge sind. Alle Unterschiede zwischen dem Heros der Wirklichkeit, zwischen dem Alexander und Wallenstein der Geschichte und dem Alexander dem Großen und Wallenstein der Dichtung fallen bei näherem Zusehen auch wieder in ein Nichts zusammen; und der „tote Stein“ und die „bestrichene Leinwand“ sind genau so sich entwickelnde, bewegte, veränderliche, sich umformende Organismen wie Pflanze, Thier und Mensch.

Haben wir wirklich den rechten Sinn und die ganze Bedeutung der Kunst erfaßt, wenn wir das Werk daraufhin ansehen, was der Schöpfer mit ihm wollte und bezweckte, wenn wir untersuchen, wie, warum und wozu es entstanden ist? Sind diese Fragen endgiltig gar nicht zu beantworten, so muß aller Wahrscheinlichkeit nach in der Dichtung noch etwas Anderes stecken, das ans Licht herausgeholt werden will. Ist das Kunstwerk wirklich fertig, abgeschlossen, unveränderlich, wenn es aus der Hand des Schöpfers hervorging, wie wir glauben und behaupten? Existirt das Dürerbild thatsächlich nur einmal, dort im Museumsaal? Es ist klar, daß unsere Aesthetik und Literaturgeschichte kraft ihres ganzen Wesens die Kunst wissenschaftlich auffassen und behandeln müssen, aber dabei auch eine ganz einseitige Anschauung von der Kunst in den Vordergrund schieben. Nur die Wissenschaft von der Dichtung will wissenschaftlich betrieben, aber das Werk selbst, die Kunst, will künstlerisch ergriffen werden, wie das Leben dazu da ist, um gelebt, und nicht etwa, um philosophisch verstanden zu werden. Für diese künstlerische Aneignung des Kunstwerks ist es aber durchaus gleichgiltig, zu wissen, ob Goethe den „Faust“ geschrieben hat, wer Goethe war, was er sich bei der oder jener Stelle gedacht hat, wie der Charakter des „Hamlet“ zu erklären ist, was Ibsen mit seinem „Baumeister Solness“ beabsichtigte. Das Alles bringt uns der Kunst nicht näher, sondern entfernt uns von ihr.

Was aber heißt: das Kunstwerk künstlerisch auffassen?

Ohne Zweifel sind alle künstlerischen Vorgänge Gestaltungsprozesse; und so hieße denn, das Kunstwerk künstlerisch auffassen, nichts Anderes als: das Kunstwerk gestalten, bilden und formen. Für unsere Aesthetik liegt darin etwas Unsinntiges. Denn nach allen ihren Auffassungen ist das Kunstwerk ja schon etwas Gestaltetes, etwas Fertiges und Abgeschlossenes, das nicht mehr verändert werden kann und das in dieser Unveränderlichkeit zu erhalten, eben unsere ganze Kunstpflege ausmacht. Aber diese Kunstpflege ist so nichts als Museumswissenschaft und Alexandrinerthum; sie vergißt über dem toten Kunstwerk, das abgeschlossen, unveränderlich fertig gestaltet dasteht, das lebendige Kunstwerk, das keineswegs schon etwas Fertiges ist, sondern sich als echter Organismus in fortwährender Bewegung und Entwicklung be-

findet und auch gar nicht in unseren Museen und Bibliotheken angetroffen wird: das Kunstwerk, das um der künstlerischen Auffassung willen da ist, das Werk, das gestaltet werden will. Wir denken immer, wir haben es mit Dürers Holzschuhler-Portrait zu thun, das im berliner Museum an der Wand hängt; aber die eigentliche Geschichte dieses Kunstwerkes ist die Geschichte jener unzähligen Holzschuhler-Bilder, die an den Wänden der Seelen unserer Künstler hängen, die Geschichte des Gemäldes, das von dem künstlerisch schaffenden Geist der Menschheit stets umgebildet und umgeformt, stets neugestaltet wird. Nicht, um in den Museen aufgestellt zu werden, sind die Kunstwerke da, sondern, um in die Seele, in den Geist, in die Innenwelt der Beschauer einzugehen. Und wenn die dichterische Schöpfung die Werkstatt des Schöpfers verlassen hat, so ist sie eben so wenig ein fertiges, unverändertes Wesen wie das Kind, das eben geboren wurde. Auch das Kunstwerk ist Kind und wächst, indem es vom Leben gepackt und in den unendlichen Strom des Lebens hineingerissen wird.

Es besteht ein großer und tiefer Unterschied zwischen der Art, wie eine Dichtung von der Seele des Aesthetikers und von der Seele eines Dichters aufgenommen wird; und dieser Unterschied erklärt es auch, daß der selbstschaffende Künstler über die Urtheile zünftiger Aesthetiker und Literaturgeschichtschreiber so oft in Erstaunen geräth und sich nicht der Empfindung erwehren kann, daß diese Herren, die so viel über Poesie und Kunst sprechen, doch das künstlerische Gefühl selbst in nur geringem Maße besitzen. Denn es ist etwas Anders, ob ich den Wein trinke und das Brot esse, diese in meinen Körper aufnehme, daß sie sich dort verwandeln, umbilden, zu meinem Fleisch und Blut werden, oder ob ich zu erkennen suche, warum ich mich von Fleisch und Brot nähre, woher es kommt, daß ich von diesen Dingen einen Genuß habe, und nun anfangs, sie chemisch zu zerlegen. Damit mache ich Fleisch und Brot unbrauchbar als Nahrungsmittel und zerstöre Das, wodurch sie für mich eigentlichen höchsten Lebenswerth besitzen. Um unsere geistigen Nahrungsmittel ist es aber genau so bestellt. Fleisch und Brot werden von den Organen unseres Leibes verändert und umgeformt, zugleich aber verändern sich auch die Theile meines Körpers, indem sie das Fremde verspeisen und zehren. Die fremde Materie wird umgewandelt in die Materie meines Leibes. Ich verspüre Das als Wärme, als Lustempfinden; ich nähre mich, ich wachse, blühe, lebe. Diese Bewegungen, Veränderungen, Umformungen, Verwandlungen sind die organischen Lebensvorgänge, die sich im Kunstwerk angeblich nicht nachweisen lassen. In Wahrheit aber wird auch das Kunstwerk von uns eben so verzehrt wie Fleisch und Brot. Doch ist es nicht um seines materiellen Wesens willen da; und nicht um Stein oder um bestrichene Leinwand zu verzehren, nehmen wir das Kunstwerk in uns

auf, sondern den lebendigen Geist, die Seele des Schöpfers wollen wir essen und trinken. Dieser Geist und diese Seele aber nähren uns nur, machen uns wachsen, blühen und leben, wenn wir eben so mit ihnen verfahren wie mit den materiellen Nahrungsmitteln. Die Kunst künstlerisch auffassen, heißt, die Kunstwerke in unserem Geist umformen, verwandeln, neugestalten, daß sie unser selbst werden, mit unserem Ich vollkommen verschmelzen, — wie Brot und Fleisch für uns zu Theilen unseres Leibes werden. Nur so ist die Kunst Befruchtung, lebendig und lebensschöpferisch.

Das Kunstwerk löst immer Bewegungen in uns aus, erfüllt uns mit Wärmen, Gluthen und Begeisterungen, mit allen jenen wollüstigen Empfindungen des Verzehrens, Wachsens, Werdens und Blühens. Die große Gefinnung der Werke strömt in uns hinein und wir fühlen uns selbst als Caesar oder als Romeo. Wir verwandeln uns, wir spüren neue Seinskräfte in uns. Aber wir verwandeln auch die Gestalten des Dichters. Die Iphigenie eines Euripides formt sich im goethischen Geist zu einer ganz neuen Iphigenie um. Wir nehmen den Gestalten Etwas ab, wir geben ihnen von unseren Gefühlen und Gefinnungen zu. Die Vorstellungen des Kunstwerkes fließen mit unseren eigenen Vorstellungen zusammen und aus der Vermählung entstehen ganz neue Bilder und Erscheinungen. Kunst erzeugt Kunst. Jeder Mensch besitzt aber diese künstlerischen Kräfte; und so sieht in jeder Seele eines jeden Lesers und Beschauers ein anderer Hamlet, ein anderer Faust da. Die ganze Menschheit ist beschäftigt, solche Gestalten immer umzubilden, neu zu formen, mit neuem Inhalt und Geist, mit neuen Gedanken und Gefühlen auszustatten. Jedes neue Geschlecht trägt immer wieder von seinem Wesen, von seinen Idealen in die alten Bilder hinein. Es bringt zur Blüthe, was im Urwerk oft nur als Keim vorhanden ist. Darin aber liegt das unendliche große Leben des Kunstwerkes. Es wird stets neugeboren und wieder verjüngt. Und nur dieser Prozeß der steten Umwandlungen und Vervollkommnungen erklärt das oft lawinenartige Anwachsen des Ruhmes und der Bedeutung einer Dichtung. Schon heute ist uns der „Faust“ zu einer Bibel geworden, in der wir Alles finden, was wir darin suchen; immer Andern und Neues bedeuten die Gestalten für uns, weil sie stets von Neuem mit den Künstleraugen der Menschen angeschaut werden. Und nur, wenn die Kunstwerke künstlerisch ergriffen und behandelt werden, bleiben sie lebendig. Das Kunstwerk will immer wieder zerstört, umgeformt, verwandelt werden, denn dadurch wird es wieder verjüngt und steht in stets neuen Formen und Auffassungen vor uns. Das Zeitwerk wird zum Ewigkeitwerk, die Schöpfung eines Dichters zur Schöpfung der ganzen Menschheit.





## Die Architektur auf der Weltausstellung.

Unter den vielen Zahlenproblemen, zu denen die Weltausstellung den mit Masse gesegneten Statistiker reizt, sollte eins nicht fehlen: die Berechnung, wie viel Gips die Pariser gebraucht haben, um ihrer Ausstellung die feilliche Hülle zu geben; als Nebenproblem käme dann in Frage, wie viele bekleidete und unbekleidete Weiber zum Schmuck der Zinnen und Fassaden in diesem Gips geformt sind. Ungeheuerlich ist die Masse, phantastisch, ungläublich. Gleich das sogenannte Hauptthor von Binet giebt der ganzen Ausstellung die Prägung. Binet, bekannt durch blutdürstige Malereien, ist den Parichern byzantinisch gekommen, in dem merkwürdigen Stil, der durch Sarah Bernhardt auf die Bühne gebracht worden ist. Wenn man die Mosaiken in der heilig schönen Kirche San Vitale in Ravenna aufsucht, versichert regelmäßig der Fremdenführer, daß Frau Sarah hier eigenhändig ihr Kostüm für die Theodora kopirt habe. Mucha hat es sich angelegen sein lassen, diese Liebhaberei zu popularisiren, und seitdem schwelgt Paris im Byzantinischen. Im selben Verhältniß etwa, in dem die Theaterdirektion der gleißenden Sarah zu dem Mosaik in San Vitale steht, befindet sich die Architektur dieser Ausstellung überhaupt zur Vergangenheit. Zur Gegenwart ist kaum irgend eine positive Beziehung zu entdecken. Man möchte glauben, daß die Menschen, die diesen Kram aufgestellt haben, weder eine Vergangenheit noch eine Gegenwart besitzen. Und doch ist es Paris, wo diese Ausstellung steht, und doch ist es Frankreich, das Frankreich, das einst die Gothik erfand.

Man glaube nicht, daß ich die Grenzen einer Veranstaltung, deren Dasein von vorn herein auf einige Monate beschränkt ist, verkenne. Es ist ganz selbstverständlich, daß hier alle Ansprüche, die man an die Architektur bleibender, mit normalem Aufwand aufgeführter Bauten stellen kann, wegfallen; alle bis auf einen, den man gewohnt ist, in Frankreich als erfüllt vorauszusetzen, und der gerade diesmal grausam zurückgesetzt wurde: den Anspruch auf guten Geschmack. Und wenn selbst Das noch zu viel war, so wenigstens Takt — wann hat man jemals Solches den Franzosen sagen müssen! —, den Takt, mit dem sich jeder Gentleman aus jeder Situation zu ziehen weiß und der hier, wo der Beifall gesichert schien, so leicht einzuhalten war. Im Allgemeinen pflegt man die französische Eleganz gegen die deutsche mit der Begründung auszuspielen, daß jene aus Allem Etwas zu machen versteht, diese nur allenfalls aus dem Gelde. Man wird nach dieser Ausstellung von der französischen Eleganz der Gegenwart wesentlich skeptischer denken. Und doch ist Alles, was man sieht, echt französisch, konnte so, wie es ist, nur hier entstehen. Die Grifette auf dem Thor Binets, die Paris darstellen soll, ist so französisch wie möglich; man kann sie alle Tage

und namentlich alle Mächte auf dem Montmartre sehen. Keine Karikatur kommt der gleich, die man selbst von sich macht; so schlagend konnte Paris nur sich selbst verspotten. Eine glänzende Selbstverhöhnung ist das Ganze, eine Blague, wie sie schärfer nicht gedacht werden konnte; und daß sie unbeabsichtigt ist, nimmt nichts von ihrer Würze.

Wohl aus einer Art Taftgefühl haben auch die anderen Völker sich bestrebt, möglichst Alles, was nur im Entferntesten mit Architektur zu thun hat, zu vermeiden. Die Eindrücke, die man aus all den Bauten der verschiedensten Nationen aus den verschiedensten Perioden gewinnt, haben ethnographisches, kein ästhetisches Interesse. In Einem begegnen sich alle: im Material; sie Alle wissen, der Engländer, der Deutsche, der Chinese, der Amerikaner, wie viel sich mit Gips machen läßt. Alles, was Sie wollen: Afrika oder Europa. Stud ist geduldig! Es ist fabelhaft, was man mit diesem Mittel erreicht hat, vom falschen Dogenpalast bis zum falschen Hindutempel, vom falschen nürnbergers Haus bis zum falschen Pantheon. Alles Gips, Alles morgenländische oder abendländische Clichés. Nur die Kleinen haben Schamgefühl genug besessen, sich natürlicher zu gebärden. Die Holzpavillons der skandinavischen Länder, die famose, im Kleinen imposante Kirche Finlands, das winzige Tempelchen Griechenlands in anspruchlosem Ziegelbau sind wahre Oasen in dieser Progenwüste. Aber sie verschwinden vollkommen in der berühmten Rue des Nations, in deren fürchterlicher Enge ein Land das andere totzuschlagen sucht, wie ein Bierpalast den anderen bei uns in Berlin. Es ist natürlich trotzdem sehr lustig, es ist Klimbim, ist ein danse du ventre-Stil, wenn man von Stil bei dieser Ausstellung reden darf, die nach Ausspruch der Behörden eine Synthese aller vergangenen und aller kommenden Jahrhunderte sein will. Mit diesem Hokuspolus marschiren wir in das neue Säkulum hinein, wie eine Gauklerbande behangen, als strebsame Zeitgenossen.

Hinter diesen lustigen Gipswänden werden keine Bauchtänze veranstaltet. Hier steckt vielmehr wirklich eine Synthese von wahnwitzig angestrengter Arbeit, riesiger Spekulation, von Genie und Wissen. Wie diese Ausstellung äußerlich tief unter Allem, was jemals da war, bleibt, steht sie in Dem, was sie enthält, weit über den kühnsten Erwartungen; wohl ein Jahrmarkt, aber ein Markt der köstlichsten, wichtigsten Dinge, die unserer Zeit ihr Gesicht geben und nichts mit der gipfernen Tobsucht gemein haben, die das Aeußere bekleidet. War dieser grelle Kontrast nöthig?

Und jedesmal, wenn man, satt von dem Plunder, den Blick ins Weite schickt, sieht man den Eiffelthurm und jedesmal durchzuckt es Einen wie plötzliche Einsicht. Dieser Thurm, der vor elf Jahren der clou war, sprach diese Sprache. Und mit einem Male sieht man die vorige Ausstellung wieder mit ihren Eisenbauten, mit dem fabelhaften Maschinpalast, mit den schmuck-

losen, aber mächtigen Fronten. Eisen, Eisen, Eisen, wie diesmal Alles Gips ist. Damals sah man zum ersten Male den Bauchtanz, aber er wurde nicht zur Architektur. An den Bauten war nichts von Studengeln mit verrenkten Gliedern zu entdecken; gab es mal hier und da noch etwas Vergleichliches, so schien es wie das Ueberbleibsel aus einer alten, alten Zeit. Und heute ist dieser riesige Erfolg von 1889 einfach wie weggeblasen. Natürlich konnte man nicht auf das Eisen verzichten, aber man bedeckte es sorglich überall mit Stuck. Es ist auf der ganzen Ausstellung kein einziges großes Gebäude in sichtbarer Eisenkonstruktion zu entdecken.

Es fällt nicht schwer, dieses Räthsel psychologisch zu lösen. Der Wurf, der 1889 den pariser Architekten gelang, war ein Wurf des Zufalles. Der Eiffelthurm und das Palais des Machines, in denen Schwärmer ein neues Frankreich sahen, eine neue Sphäre, in der das gallische Genie wieder der erste Schöpfer war, wie es in den glorreichen Zeiten der Gothik der erste Sieger gewesen, sie waren für die Veranstalter der Ausstellung wie für das Publikum nichts Anderes als eins der vielen Mittel, die Fremden zu überraschen, und hatten für sie lediglich den bei Ausstellungen entscheidenden Werth des noch nie Dagewesenen. Wie wenig populär diese Art unseren Nachbarn war, wie wenig der individuelle Fortschritt einiger begabten Leute in der Masse Widerhall fand, hat man in den elf Jahren in allen Tonarten hören können. Zeitgedanken fanden damals ihren Ausdruck, durchaus nicht nationale. Frankreich stand damals diesen Bauten mit den Gefühlen gegenüber, mit denen es heute gleichzeitig den fabelhaft schönen Tempel von Sumatra und den fabelhaft blödsinnigen Tour du Monde betrachtet. Es fand sie „drôle“. Und der drölerie zu Liebe gestattete es dem Maler Binet die Porte Monumentale und einem sogenannten Architekten das Château d'Eau.

Dieses Château d'Eau! Man erinnert sich dunkel, Aehnliches schon gesehen zu haben. Wenn nicht hier, so in London oder in New-York oder in Sidney oder in Berlin. Und zwar auf dem Theater, in einem der großen Ausstattungstücke, die den Säckel der Ringeltangeldirektoren füllten. Etwa die Schlusszene, die große Apotheose mit sehr vielen nackten Engeln, mit ungeheuerlichen Mengen elektrischen Lichtes, mit allen Trucs der Theatermaschinen. Es fehlt nur, daß der gesammte Senat und die Kammern dazu Ballet tanzen und Loubet mit der feuchtsfröhlichen Republik die gerührte Abschiedspose stellt . . .

Das ist das Schlimme, daß man all dieses Gewurstel in Gips und Phantasie so wenig ernst zu nehmen vermag. Es ist ganz lustig, nur fehlt Etwas von der Würde, die diese Veranstaltung von anderen Theatereffekten unterscheiden sollte. Man wollte symbolisiren. Das ist weit besser gelungen, als sich die Gipsymbolisten träumen ließen. Gar zu deutlich kommt unter

dem Gips die wahre, unsolide Gestalt dieser Republik zum Vorschein, die nicht fester zusammenhält als die Stuckdekorationen dieser Paläste aus Pappe, und mit einer wahren Wonne flüchtet man sich in die beiden Kunstpaläste an den Champs Elysées, die gar nicht modern, aber wenigstens fest sind, in denen sich das alte Paris noch einmal ausgesprochen hat, die königliche und beschauliche Noblesse der Bourbonensäle.

Die Stärke Frankreichs liegt nicht in der Zeit, die sich in Eisenbauten eine neue Sprache zimmert. Wohl giebt es in dieser Ausstellung eine schöne, neue eiserne Brücke, von intelligenten Ingenieuren gebaut, von tactlosen Dekorateurs verhungt, wohl findet man hier und da moderne bauliche Ideen. Man hat sich ihrer da bedient, wo man mußte, wo, wie bei der Brücke, nur der Ingenieur die Aufgabe zu lösen vermochte, und man hat Alles gethan, um diese Nothwendigkeiten zu verdecken.

Frankreich ist alt und es erlebt das unerbittliche Geschick, das auch den Genius der stolzesten Völker nicht vor Sterblichkeit schützt. Es ergeht ihm, wie es einst Griechenland und Rom erging; das Aeußere dieser Ausstellung ist, trotz allem Klimbin, nichts als wieder ein grelles Symptom für das unaufhaltsame Erfarren der lateinischen Rasse. Frankreichs Philosophen, seine Dichter, seine Künstler machten den Umschwung in die neue Zeit mit, sie hatten daran den starken Antheil der Revolution an der Neuzeit. Es ist eine grausame, aber nicht unbegreifliche Ironie, daß dieser Sieg nur der Gesamtkultur, nicht Frankreich selbst nützlich wurde, ja, daß, was für die Anderen der Anfang war, hier das Ende bedeuten sollte. Denn der Sieg war nur moralisch, der Umschwung blieb hier theoretisch, er gab sich rhetorische Akluren und wurde zu einer politischen, nicht materiellen Frage. Er fand nicht die Schöpferkräfte, die dem neuen Gedanken Fleisch und Blut zu geben vermochten, nicht die neue Arbeit für die neuen Arbeiterrechte. Frankreich nahm den denkbar geringsten Theil an den ungeheuren Veränderungen, die Handel und Industrie in anderen Ländern schaffen, zumal bei seinen stets gefährlichen Nachbarn, England und Deutschland. Es war zu sehr mit politischen Dingen beschäftigt, das Probirtaninchen für alle Staatsformen, und verpaßte so die wichtigste Politik unserer Zeit: die Auseinanderziehung mit den Erfordernissen der modernen Industrie. Noch immer frühstückt man in Paris ganz vorzüglich, aber für industrielle Unternehmungen ist in den reichen Provinzen kein Geld aufzutreiben. Inzwischen schiebt Deutschland nicht nur seine Festungswerke, sondern auch seine industriellen Plätze so nah wie möglich an die ergzelegnete westliche Reichsgrenze.

Und wie man gut frühstückt in Paris, so findet man dort überhaupt Alles, was dem Menschen, der nichts zu thun hat, Erholung bereitet. Es wird noch heute in keiner Stadt der Welt so viel gemeißelt und gemalt.

Aber während sich große und kleine Begabungen zu mehr oder weniger glänzenden Spezialisten entwickeln, deren Ruf die ganze Welt in Bewunderung hält, wird die Kunst selbst zu einer Spezialität und schneidet sich damit die eigentliche Lebensader ab. Sie dient in den meisten Fällen nur dem Rentner, der für diesen Fall Amateur heißt und der sie sammelt wie seine Coupons. Daher arbeitet hier die Kunst im ökonomischen Sinn eben so wenig wie das Kapital. Ihre Wirksamkeit bleibt auf sich selbst beschränkt und drängt nicht ins Leben, in die Gebiete, die ihr gehören. Sie ist Luxus, nicht Nothwendigkeit. Man schmückt alle öffentlichen Gebäude mit Malereien und Skulpturen und ist weitherzig genug, dabei selbst die modernsten Nuancen zuzulassen; kein Mensch wundert sich, daß die Gebäude selbst unmodern bleiben. Daher der Ueberfluß von skulpturalen und malerischen Zierrathen in dieser Ausstellung, der nicht verhindern könnte, den Eindruck äußerster Verfalls zu verstärken, selbst wenn diese Beigaben aus den schönsten Blüthen der französischen Kunst beständen. Aehnliche Verhältnisse herrschen wohl auch in anderen Ländern. Aber bei ihnen handelt es sich darum, eine fremde Abhängigkeit abzuschütteln, während Frankreich mit dieser Tendenz verwachsen ist. In Ländern von starker industrieller Bedeutung vollzieht sich die Regulirung von selbst. Da verdrängt der Ingenieur immer mehr den Künstler und wird dadurch selbst zu einem ästhetischen Faktor; und daß er sich dieser Aufgabe unbewußt unterzieht oder daß der Künstler unbewußt zum Ingenieur wird, erleichtert nur den Wechsel. Da wird die neue Schönheit durch jeden Erfolg stärker, den das Volk im materiellen Kampf um seine physische Wohlfahrt erringt.

Trotz dem auffallenden Rückschritt gegen 1889 wird die Ausstellung vielleicht der neuen Baukunst Segen bringen. Freilich haben die pariser Architekten an diesen Erfolg nicht gedacht. Es ist der Sieg einer Demonstration ad absurdum. Wie das politische Frankreich die Unfähigkeit seiner parlamentarischen Republik deutlich beweist, so zeigt das künstlerische hier an einem seltenen Beispiel den Bankrott einer Form, die von Willkür, von abstrakten Grundsätzen, nicht von dem Impuls zeitgemäßer Ideen erfüllt ist. Unter den Millionen von Menschen, die hierherkommen, werden sich auch die paar Tausende befinden, die in der Heimath Einfluß auf die öffentliche Verwerthung künstlerischer Formen auszuüben vermögen. Selbst Die unter ihnen, die der Architektur gleichgiltig und einer modernen Richtung dieser Kunst feindlich gegenüberstehen, werden nachdenklich werden. Es ist nicht gesagt, daß sie sich zu den Leuten oder Dingen bekehren, die heute als modern bekannt sind. Das ist nicht einmal zu wünschen. Denn es giebt heute noch keine konkrete, allgemein sichtbare Form, die man etwa ohne Weiteres als modernen Stil bezeichnen könnte. Aber sie werden sich weniger als bisher der Einsicht verschließen, daß Aenderungen an unserer künstlerischen Bauform und an unseren

Formen überhaupt zu den natürlichen Nothwendigkeiten der Zeit gehören. Der Kontrast zwischen diesen Ausstellungspalästen und den Dingen, die sie bergen, ist zu grell, als daß er nicht jedem vernünftigen Menschen in die Augen springen müßte. Und Das wird auf die Gegenfüße hinweisen, die Jeder auch im eigenen Lande leicht zu finden vermag. Vielen wird ein Licht aufgehen, die bisher, ohne nachzudenken, selbst über Maschinen geboten und gleichzeitig in altmodischen Häusern gewohnt haben, denen es bisher nicht einfiel, dagegen zu protestiren, daß unsere starke Gegenwart in anderen Zeitläuften, mit denen uns nichts verbindet, die nicht das Geringsste mit unseren Absichten und unseren Werken zu thun haben, ihre Formen sucht. So wird der Widerstand geringer und die Theilnahme der Allgemeinheit an dem großen Säkularwerk unserer Zeit verbreitert werden; und vielleicht finden dann die muthigen ersten Versuche junger Pioniere in allen Ländern besseres Verständniß. Dann könnte aus dem mißlungenen Bau dieser Ausstellung größerer Segen blühen als aus den glänzenden Bauten der Ausstellung von 1889, an die man heute sehnsüchtig zurückdenkt.

Paris.

Julius Meier-Graefe.



## Frau Venus.

**I**n einem lauen Frühlingsnachmittag rollte ein offener Landauer durch eine berliner Straße und hielt vor einem fünfstöckigen, stattlichen Hause. Ein noch jugendlicher Herr stieg aus und hob mit zärtlicher Sorgfalt ein kleines, weißgelleibetes Mädchen aus dem Wagen. Nach einem kurzen Befehl an den Kutscher führte der Herr das Kind in das Haus und stieg mit ihm die breite Treppe zu seiner Wohnung hinan, deren Eingangstür ein Messingschild mit der Inschrift trug: Dr. Stöckel, Rechtsanwalt. Dr. Stöckel, der Besitzer des Hauses, öffnete, übergab das Kind der „Stütze“, die der Kleinen die frühverstorbene Mutter ersetzen mußte, und trat in sein Arbeitszimmer, wo er auf eine elektrische Klingel drückte. Nach wenigen Sekunden trat der neue Portier ein, der erst seit drei Tagen des Hauses Hüter war.

„Hören Sie, Stammer“, redete Dr. Stöckel ihn an, „ich muß nachträglich noch Etwas erwähnen. Es ist zwar selbstverständlich, daß Sie die Aufsicht auf dem Hofe führen, ich möchte aber bemerken, daß ich in dieser Beziehung keinen Spah verstehe und Sie für jede vorkommende Ungehörigkeit verantwortlich mache. Ich will einen sauberen Hof haben. Das bunte Pflaster macht sich gut und die Gartenanlage in der Mitte hat mich viel Geld gekostet; kurz: seien Sie streng. Es darf nichts umherstehen.“

Der Portier nickte verständnißvoll und betheuerte seine Zuverlässigkeit mit den Worten: „Der Herr Rechtsanwalt können sich auf mich verlassen.“

„Kennen Sie von den Miethern Jemand, Stammer?“

„Nein, Herr Rechtsanwalt, eigentlich nicht. Aber was das Fräulein Schuh ist, Sie wissen, im Seitengebäude fünf Treppen, die erst seit einem halben Jahre

da ist, die kenne ich. Ich war einmal bei ihrem Vater Portier. Der Vater war auch Rechtsanwalt, gerade wie der Herr Doktor, starb aber früh. Dann mußte die Waise Kleinkinderlehrerin werden, um sich zu ernähren.\*

Der Herr Doktor hörte nur noch mit halbem Ohr auf Stammer, nickte ihm eine gnädige Entlassung zu und setzte sich zur Arbeit an den Schreibtisch.

Zu der selben Zeit öffnete Fräulein Schuh im Seitengebäude fünf Treppen hoch ihr Stubenfenster. Es erhellte einen großen, altmodisch, aber behaglich eingerichteten Raum mit einem Kaminofen. Kein Stäubchen lag auf den dunklen Mahagonimöbeln und dem langen, weichen Sofa mit Ledertuchbezug. Eigenthümlich nahm sich in der hausbackenen Umgebung die eine Stubenwede aus. Dort stand auf hohem Holzpostament eine große Wüste der Venus von Milo und davor ein zierliches Tischchen mit den Schätzen und Bruntstücken des Fräuleins, einem chinesischen Söygen, der nickte, wenn man ihn an den Kopf stieß, einem Photographiealbum und einer Blumenvase. An der Wand hing links von der Venus ein alter Kalender, rechts ein Bürstenhalter mit zwei Taschen; in der einen steckte die Kleiderbürste, in der anderen ein rother Federwedel, mit dessen Hilfe die hohe Frau jeden Sonntag Toilette machte. Fräulein Schuh stand im Punkte der Reinlichkeit der Wüste mit getheilten Empfindungen gegenüber. Eigentlich regte sich vor jedem Fest in ihrem Gemüth der Wunsch, die Wüste abzuseifen und in heller Jugendfrische erglänzen zu lassen, aber ein gelehrter Freund ihres verstorbenen Vaters hatte ihr gesagt, Das sei barbarisch, der Staub des Alters sei eine Bierde für Antiken; so ersparte sie der hohen Frau das Quartalbad und sich selbst die Aufregung, in die sie ein solches versetzt haben würde. Fräulein Schuh war keine Künstlerin, war auch nicht abergläubig, aber vor dieser Wüste empfand sie eine Scheue, ihr selbst unerklärliche Bewunderung, die ihr jede unsanfte Berührung peinlich machte. Das einzige Mal, wo sie, vor vier Jahren, die Venus wirklich gewaschen hatte, war ihr ungerathlich geblieben. Damals lebten ihre Eltern noch. Der Diener hatte die Wüste in die Küche getragen und in einen Wasserguber gesetzt, aber als sie den herrlichen Kopf nun mit Seife und Bürste bearbeiten sollte, da stockte ihr die Hand, sie konnte es nicht, wenigstens in Gegenwart des Dieners nicht, sie zögerte und zögerte und schickte ihn endlich fort, — und dann warf sie ein reines nasses Tuch über die Wüste und ließ sie ab. Warum gerieth sie dabei in eine so räthselhafte Erregung, daß ihr das Herz bis in die Fingerspitzen klopfte? Schnell warf sie ein trockenes Tuch über das edle Haupt und ließ Frau Venus verhüllt wieder auf ihren Platz tragen, in das stille, traute Zimmer mit den blauen Ueberfällen über den weißen Gardinen.

Seit jenem Tage bestand ein geheimnißvolles Verhältniß zwischen der hohen Frau und der kleinen Beate Schuh. Vielleicht zog der Kontrast sie zu einander hin. Beate hatte nichts von der Antike, sie war eine zierliche Kokosfigur mit anmuthigen Bewegungen und einem kindlichen Anstrich, den sie auch dann nicht verlor, als sie durch den Tod der Eltern auf sich selbst gestellt wurde. Da zeigte sie eine Energie, die ihr Niemand zugetraut hatte. Sie wurde nach kurzer Ausbildung Kleinkinderlehrerin.

Als der Hausrath der Eltern verkauft werden sollte, hat die noch nicht mündige Beate den Vormund, er möge ihr die Wüste lassen. Der Vormund machte Einwendungen; er stellte ihr vor, das Zimmer eines jungen Mädchens

könne doch einen passenderen Schmuck finden als das Bild einer unbelleideten Frau. Wenn diese auch eine Göttin sei, so setze sie doch einer irdischen Frau verdammt ähnlich, Beate möchte doch lieber „Nannchen und die Nücklein“ in Prachtband mit Illustrationen nehmen. Aber Beate blieb trotz ihrem Erörtern fest und rettete die Frau von Nilo vor dem Hammer des Auktionators. Die Büste wurde mit den übrigen für Fräulein Schuh ausgesuchten Möbeln in die bescheidene Wohnung geschafft, die den veränderten Verhältnissen entsprach.

Die hohe Frau hatte sich mit göttlichem Gleichmuth in Alles gefunden. Die Demüthigungen, die ihr zugemuthet worden waren, die Verdächtigungen des Vormundes hatten sie nicht mehr getroffen als Rückenstiche. Sie hatte zu Allem geschwiegen. Aber in der ersten Nacht, als das tapfere junge Mädchen sich in den Schlaf geweint hatte, da stieg die Höhe von ihrem Postament, trat an das weiße Bett der Schlummernden, beugte sich über sie und küßte sie leise. Und da verlor sich der schmerzliche Zug zwischen dem Stumpfnäschen und dem Munde und die blassen Lippen öffneten sich ein Wenig, als wollten sie lächeln, und am folgenden Morgen sah man den klaren blauen Augen nicht mehr an, daß sie geweint hatten.

Beate gewöhnte sich schnell an ihr neues Leben. Als ihr das erste Gehalt ausgezahlt wurde, gönnte sie sich ein Blumenbrett vor ihrem Fenster. Der Vormund schenkte ihr Mitternachts einen Rosenstock, einen anderen bescherte ihr eine Freundin, einen dritten brachte eine Schülerin und einen vierten kaufte sie selbst, damit das Brett nicht gar so kahl aussehe. Nun wurde es eine Ehrensache für Beate Schuh, den vielen Augen, die offen oder verstoßen zu dem kleinen grünen Fleck an der iden, grauen Hausmauer hinaussahen, eine blühende Rose zeigen zu können. Aber damit hatte es seine Schwierigkeit, denn das Fenster lag nach Norden und hatte keine Sonne. Beate jedoch wußte Rath. Sie verfertigte zwei Knospen und zwei Rosen aus weißem und zwei aus rosa Papier und steckte sie den Büschen an, erst die Knospen und nach acht Tagen die Blumen, ja, sie trennte von einem alten Gute eine hellrosa Rose ab, fristete sie mit rothem Rüben-saft erfolgreich auf und schmückte ihrem kleinen Garten damit, dessen geringer Umfang sie nicht verhinderte, mit der selben stolzen Befriedigung auf ihn zu blicken wie einst Chriemhild von Worms auf ihren berühmten Rosengarten.

Nachdem Beate Schuh heute das Fenster geöffnet hatte, sahen die blauen Augen ernsthaft von Busch zu Busch, ob die Knospen, die wirklichen, natürlichen Knospen Fortschritte gemacht hätten. Sie drehte die Köpfe nach rechts und nach links, hob einzelne Blätter in die Höhe, um zu sehen, ob kein Ungeziefer darunter niste, und blickte dann zum Himmel auf, als wollte sie einen Sonnenstrahl fordern. Der Stock, den der Vormund ihr gebracht hatte, war ein ganz besonders schön gewachsener Busch und der Gärtner hatte überdies gesagt, die Rose sei eine Neuheit, eine noch seltene Art. Beate sah daher mit Spannung der Blüthe entgegen; sie träumte von einem Preise auf der bevorstehenden Blumenausstellung in Charlottenburg. Jeden Tag zweimal betrachtete sie die Rosenstöcke, morgens, ehe sie zur Schule ging, und mittags, wenn sie heimkam. Aber auch die liebevollsten Blicke vermochten die Sonne nicht zu erspüren. Die Rosen kamen nicht recht vorwärts; diese Einsicht zwang sich der betrübtten Beate heute auf. Langsam ging sie ihre fünf Treppen hinunter, trat in die Portierwohnung und klagte Stammer ihre Noth.



Stammer kratzte sich hinter den Ohren. „Fräulein Schuh“, sagte er, „Blumenstöcke, die keine Sonne haben: Das wird mein Veritag nichts“. Beide schwiegen; Stammer hämmerte an dem Stiefel, den er unter den Händen hatte (er war im Nebenamt Flickschuster) und Beate betrachtete den Saum ihres Kleides, als habe sie dort ein Räthsel zu lösen. „Jetzt weiß ich Rath!“ rief sie plötzlich. „Sonntag habe ich gesehen, daß die Sonne von sechs bis neun Uhr morgens in den Hof hineinscheint, dort in jene Ecke. Stammer, ich trage meinen besten Stock jeden Morgen dorthin und hole ihn vor der Schule wieder herauf. Dann hat er doch zwei Stunden Sonne!“

„Nein, Fräulein Schuh, nein, Das geht nicht! Wenn Sie Das thun, thuns Andere auch. Na, da läme ich schön an. Nein, daraus wird nichts!“

„Aber Stammer, Sie werden mich doch nicht unglücklich machen wollen! Sie sind doch kein Unmensch! Punkt acht Uhr trage ich den Blumenstock wieder hinauf, nur am Sonntag lasse ich ihn bis neun Uhr stehen, vor neun kommt Dr. Stöckel nie in den Hof, er sieht also gar nicht.“

„Nein, Fräulein, nein . . .!“ Beate hörte ihn gar nicht mehr. Blytschnell war sie an der Thür, rief noch einmal zurück: „Sie sind doch kein Unmensch, Stammer!“ Und fort war sie.

Am anderen Morgen um sechs Uhr stand der Rosenstock im Hofe und wartete auf die Sonne. Stammer sagte nichts und die Riether sagten auch nichts. Nach einigen Tagen wurde Beate kühmer und dachte, daß sie zwei Krone habe, um zwei Töpfe hinunter zu tragen. Auch dieser Uebergriß ging längere Zeit straflos hin. Da ereignete es sich aber, daß Dr. Stöckel eines Sonntags früh den Hof inspizirte und dabei die Rosenstöcke sah, die sich in der Sonne wohl sein ließen. „Stammer“, rief er mit lauter Stimme, „was thun die Töpfe hier? Wenn Sie Blumen im Hof ziehen wollen, so sollen Sie doch wenigstens um Erlaubniß fragen.“ Die Stirn des allmächtigen Hausbesizers war umwölkt.

„Die Blumentöpfe gehören nicht mir“, wandte Stammer bescheiden ein, „sondern . . .“

„Das ist mir ganz gleichgiltig“, unterbrach ihn der Rechtsanwält, „ich habe Ihnen gesagt, daß Sie verantwortlich sind. Sorgen Sie, daß es nicht wieder vorkommt. Fort mit den Stöcken.“

„Herr Doktor, ich habe meine Schuldigkeit gethan, ich habe Fräulein Schuh gesagt . . .“

„Und ich sage Ihnen: wenn Sie nicht für Ordnung sorgen können, so sind Sie nicht der Mann für diese Stelle.“

„So kann ich ja gehen“, sagte Stammer gekränkt und wandte sich seiner Wohnung zu. Der Wirth ging mit seinem Töchterchen wieder hinauf.

Fräulein Schuh hatte am offenen Fenster zitternd den Wortwechsel theils gehört, theils errathen, als sie Stöckels behandschuhte Rechte mit Herrschergerbe auf den Rosenstock zeigen sah. Nun eilte sie die Treppen hinunter in die Loge des Thürhüters. Da wurde sie aber übel empfangen. „Das kommt davon, wenn man zu gut ist“, rief Stammer ihr zu, indem er sich mit beiden Händen in die Haare fuhr, „nun liege ich mit meiner kranken Frau auf der Straße!“

Die arme gichtkränkelige Frau sah wie versteinert da; nicht einmal weinen konnte sie. Beate wandte ihre ganze Veredsamkeit auf, um Stammer zu bewegen,

dem Herrn ein gutes Wort zu gönnen; als sie aber sah, daß sie tauben Ohren predigte, entschloß sie sich kurz, klog die fünf Treppen zu ihrer Wohnung hinan, setzte ihren schwarzen Strohhut mit dem Beilchentuff auf das blonde Haar, zog lange Zwirnhandschuh an, nahm ihren verblakten blauen Sonnenschirm, stieg wieder die fünf Stiegen hinunter, im Vorderhause eine Treppe hinauf und klingelte. Der Herr Doktor war zu sprechen. Er stand an seinem Schreibtisch und sah sie eintreten. Beate setzte sich bescheiden auf den angebotenen Stuhl neben dem eichenen Schreibtisch und brachte ihr Anliegen vor. Sie wollte sehr um Entschuldigung bitten, sagte sie, daß sie den Rosenstock in den Hof gestellt habe, der Portier sei ganz unschuldig; und sie bitte den Herrn Doktor recht und dringend, Stammer und seine kranke Frau doch in der Stellung zu belassen.

Ehe Dr. Stöckel antworten konnte, ertönte leises Weinen aus dem offenen Nebenzimmer und auf der Schwelle erschien ein weißgekleidetes kleines Mädchen mit Lafel und Stift in der Hand. „Komm her, Annchen! Was weinst Du?“ rief der Vater. „Was quält Dich, mein Liebling?“

„Ich weiß nicht, wie ich das Exempel rechnen soll“, seufzte die Kleine.

„Ja, Das ist solche Sache, Kind! Ihr habt in der Schule Eure eigene Art; wenn ich Dir's anders zeige, bekommst Du noch Strafe obendrein.“

„Soll ich Dir helfen, Annchen?“ fragte Fräulein Schuß freundlich; „komm, ich weiß Bescheid“. Sie war schon aufgestanden, hatte die Kleine angefaßt und führte sie in das Kinderzimmer zurück. Annchen war zweifelnd gefolgt; als sie aber merkte, daß die fremde Dame die Sache verstand, sagte sie neuen Mut, und als die Aufgabe erledigt war, da umhalsste sie die liebevolle Lehrerin und beglückte sie mit ihrer höchsten Gunstbezeugung, einem freiwilligen Kuß. Dr. Stöckel, der leise herzutreten war, lachte mit Augen, Mund und Herzen, als er das lebende Bild sah, das die Beiden stellten. „Run, Annchen, so gut hast Du's aber lange nicht gehabt!“ rief er und nahm das Kind von Beate's Schoß in seine Arme. So war Fräulein Schuß freigegeben und konnte aufstehen.

„Wollen Sie schon fort?“ fragte Stöckel; „ja, aber wovon hatten wir doch gesprochen . . . weshalb waren Sie doch gekommen . . . ? Ja richtig, der Rosenstock wars! Sagen Sie doch, Fräulein Schuß, was für eine Bewandtniß hat es eigentlich mit dem Rosenstock? Weshalb stand er im Hofe?“

„Ach, Herr Doktor (lächelnd fing Beate an, dann wurde sie ernst), ich liebe die Rosen sehr und ganz besonders diesen Busch und möchte ihn gern zur Blüthe bringen; es ist eine neue Sorte. Aber in mein Fenster kommt die Sonne nicht. Da trug ich den Busch frühmorgens hinunter, holte ihn wieder herauf, ehe ich zur Schule ging, und weil ich doch nun zwei Hände habe, nahm ich schließlich noch einen zweiten Blumentopf mit. Am Sonntagmorgen war mir die Milch übergekocht und über den Schreden hatte ich den Rosenstock vergessen. Da wollte es das Unglück, daß Sie kamen. Ach Gott, der arme Stammer . . .“

Auch Dr. Stöckel war ernst geworden. Er sah Fräulein Schuß voll an und fragte: „Ihren Rosenstock haben Sie jeden Morgen fünf Treppen herunter und wieder hinauf getragen?“ Beate nickte, faltete die Hände und bat: „Stammer ist wirklich unschuldig, bitte: lassen Sie ihn in seiner Stelle!“

„Ihnen zu Gefallen soll er bleiben, Fräulein Schuß. Aber dann thun Sie mit den Gefallen und sehen Sie alle Tage nach meinem Liebling hier.“

„Wie gern will ich Das thun!“ rief Beate und erröthete ohne allen Grund. Mit einer stummen Verbeugung empfahl sie sich schnell.

„Auf Wiedersehen!“ rief ihr Dr. Stöckel nach.

Am anderen Tage kam Beate, aber Annchen war nicht da. Sie sah neben Dr. Stöckel und plauderte mit ihm.

„Bitte, legen Sie ab,“ sagte er.

Beate nahm den Hut ab und zog die Handschuh langsam aus. „Das sind die Hände, die den Rosenstock so mütterlich gepflegt haben“, bemerkte Dr. Stöckel und sah ihr zu. „Wo ist Ihr Liebling jetzt?“ fragte er dann.

„Den Rosenstock meinen Sie?“ antwortete Beate, „ja, der steht oben auf dem Fensterbrett.“

„Ohne Sonne . . .“ ergänzte Stöckel.

„Ja, ohne Sonne.“

„Das soll er nicht. Bringen Sie ihn morgen mit und pflegen Sie ihn hier, wo er den ersten und letzten Strahl fühlen wird.“

Beglückt sprang Beate auf und rief: „Dann hole ich ihn lieber gleich; was man liebt, läßt man doch nicht auf die Sonne warten!“ Und fort war sie.

Als sie mit dem Blumentopf zurückkam, suchten Stöckel und sie einen passenden Platz am Fenster und rückten und schoben immer wieder die Köpfe hin und her, wobei es Dr. Stöckel passirte, daß er Beate's Hand für einen rothen Blumentopf hielt, obgleich er gemeiniglich weder kurzichtig noch farbenblind war. Zufällig kam der Gärtner und brachte frische Blumen. „Sagen Sie doch: was für eine Rose ist Dies?“ fragte ihn Stöckel und wies auf Beate's Busch.

Der Gärtner nahm den Topf, zog ein Stückchen Holz aus der Erde und las die Inschrift. „Das ist eine ganz neue berühmte Art“, sagte er, „Das ist die ‚Frau Venus‘.“

Dr. Stöckel sah Beate an; sie blickte zu Boden und Beide lachten . . .

Sechs Wochen, nachdem Frau Venus ihren Einzug in Stöckel's Wohnung gehalten, blühte die Rose, blühte Annchen und auch Beate. Annchen lernte jetzt das Einmaleins, aber zum Glück für das Kind verlangte es nicht mehr nach Erklärungen, denn daheim herrschte jetzt über die einfachsten arithmetischen Begriffe eine unglaubliche Verwirrung. „Einmal eins ist eins; zweimal eins ist zwei“, lernte Annchen laut an Beate's Seite.

„3 was!“ rief der eintretende Vater und umschlang seine junge Frau, „zweimal eins macht nur eins!“

„Dreimal eins macht drei“, fuhr Annchen unbeirrt und mit lässlicher Beharrlichkeit fort.

„3 was!“ rief Beate und zog das Kind in die Umarmung hinein, „dreimal eins macht auch nur eins!“

Rein Wunder, daß Annchen am Quartalschluß auf der Censur eine Vier im Rechnen hatte; aber statt sich hierüber zu entrüsten, wie es seine väterliche Pflicht gewesen wäre, sagte der Vater zur Mutter beim Frühstück, vier sei eine solide Zahl und er nehme es als eine gute Vorbedeutung, wofür Beate ihm die Rose, die er ihr vom Morgenpazirgang mitgebracht hatte, ins Gesicht warf.

Die hohe Frau thront auf einem neuen Postament in Beate's Zimmer.

Elisabeth Snauck-Röhne.



## Gleißendes Gold.

**A**us zahllosen Poren bringt gleißendes Gold in die weitgeöffneten Behälter und keine Noth — so scheint es — giebt es mehr auf Erden. Aus Petersburg, aus London und aus New-York sind der deutschen Reichsbank Millionen über Millionen angeboten; ja, sogar das bedrängte China — welch wunderbares Spiel der Natur! — stellt dem stolz ragenden obersten Finanzinstitut des flottenmächtigen Deutschen Reiches Gold, bares Gold zur Verfügung. Immer heran, Ihr Leuten! Wir können Eure Gaben brauchen. Wir haben so freigiebig der ganzen Welt unsere Kronen und unsere Kräfte geliehen, daß wir bettelarm geworden sind und keinen Bogen mehr im Geldschrank liegen haben. Und wollt Ihr es nicht glauben, deutet Ihr auf die rauchenden Schloten, auf die schwebepackten Kanalschiffe, die gefüllten Speicher und die leuchenden Eisenbahnen und meint, daß da, wo solche Schätze lagern und der Bearbeitung harrten, der Reichthum nie das Haus verlasse, in dem er es sich gar zu wohllich schon eingerichtet habe, — nun, so habt Ihr zugleich den ganzen Jammer unserer Fülle erfasst: wir ersticken im Reichthum. Das ist ja gerade unser Unglück, daß die Scheuern die Menge der Güter kaum fassen können und daß wir trotzdem hungern und dürsten, daß es uns am Nöthigsten, an den flüssigen Mitteln, fehlt, um die täglichen Bedürfnisse zu befriedigen. Der Quartalswechsel ist gekommen. Im vorigen Jahr brauchte die Reichsbank zu diesem Termin 91 Millionen Mark Gold und diesmal sind die Verpflichtungen ungefähr auf der selben Höhe geblieben. Da wird denn in die weite Welt telegraphirt um die Barmherzigkeit, bis zum Ende des Juni Gold zu schaffen, und die Bedingungen werden ermäßigt, um Alle, die glücklich sich der gleißenden Schätze freuen, zu reizen und zu locken, daß sie sie loschlagen. Die Nothsahne der zehntägigen zinsfreien Vorschüsse flattert wieder von den Bänken der Reichsbank; und Amerika hat die Sprache verstanden: was der new-yorker Markt irgend entbehren kann, sendet er schnurstracks nach Berlin. Die Wechselkurse waren so ungünstig, daß Deutschland in den ersten fünf Monaten dieses Jahres gegen 40 Millionen Mark durch Goldbausfuhr verloren hat; ein solches Manko läßt sich in den heutigen geldknappen Zeiten nur schwer wieder einbringen, jetzt besonders, wo die Verwickelungen in China alle Großbanken zur Vorsicht zwingen. Die Bank von England ist nicht faul. Plugs erhöht sie, sobald ihr das deutsche Werben peinlich wird, den Preis für Reichsmark um einen Farthing auf 76 sh  $\frac{8}{4}$  d, um die Goldbeiträge nach Deutschland wieder in Frage zu stellen. Der große Zinsunterschied, der zwischen Berlin und den westlichen Plätzen besteht, bewirkt aber das Zuströmen immer neuer Mittel und so werden denn die Schiffe fleißig beladen, um das theure Gut nach Hamburg zu leiten, von wo es in Riesennengen den Kassen der Reichsbank zuströmt. Wohl läßt sich hoffen, daß im Juli das Gold wieder zurückfließen wird, wenn die Hypothekenzinsen berichtigt sind. Dann kann sich wohl der Zinsfuß etwas ermäßigen, aber doch nur auf kurze Zeit; und das Institut wäre übel berathen, das eine Milderung der Diskontkurse eintreten ließe, da es sie doch nur vorübergehend aufrechterhalten könnte. Je mehr sich der Sommer dem Ausgang nähert, um so ängstlicher werden die Riemen der Bankleiter. Die Börse freilich hat nach Riesenerlusten, die aber doch nur den vorangegangenen Gewinnen gleichkommen,

ihre Ansprüche vermindert. Aber bei der Hartnäckigkeit, mit der die Förderer des „wirthschaftlichen Aufschwunges“, diese echten Industriemänner, die die Spannung der Dampfkraft aufs Aeußerste treiben, bei der Last der Verpflichtungen, die das deutsche Kapital und die nach Thätigkeit auf neuen Feldern förmlich lechzende Armeekraft im Auslande — weit über den ursprünglich geplanten Umfang hinaus — übernommen haben, muß das Maß der Leistungen, die der Oktobertermin in diesem Jahr erfordern wird, aller Fähigkeit spotten.

Es ist fast als eine Erldung zu begrüßen, daß die Ernte in den Vereinigten Staaten alle enthuftastischen Berichte der an dem Getreideverkehr beteiligten amerikanischen Bahngesellschaften Lügen zu strafen verspricht. So lange sich die Witterungsverhältnisse nicht bessern, ist es mit den Ausichten auf unsere Versorgung mit amerikanischen Brotstoffen übel bestellt. Aber unsere Verpflichtung gegen die Union wird dadurch gemindert und wir sind in unserer Goldnoth so zahm geworden, daß wir Das schon als einen Erfolg preisen müssen. Das gute Bölkchen, das in seiner Börsenseindschaft die diesjährige Ertragsseinschränkung des amerikanischen Weizenbodens als einen Segen für Europas Fluren preist, erkennt gar nicht, daß gerade dadurch Denen, die bei uns wirklich das Brot essen, das Leben übermäßig vertheuert wird. So lange die Aktiengesellschaften ihre Dividenden steigerten, so lange die amerikanische Eisenindustrie sich noch nicht zur Eroberung des europäischen Marktes rüstete, mochte die allgemeine Erhöhung der Lebensmittelpreise hingehen. Sie muß dem Volk aber sofort arg in die Glieder fahren, wenn es nur noch an schönen Erinnerungen zu zehren hat; und mit einem Fuße steigen wir jetzt bereits in diese Periode hinein. Schon die Bergwerke, die am dreißigsten Juni ihr Geschäftsjahr schließen, werden ihren Aktionären eine kleine Ueberraschung bereiten. Sie haben die Dividenden für das jetzt ablaufende Jahr recht vorichtig geschätzt. Aber die Börsenvorgänge der letzten Wochen wollten sie nicht voraussehen. Nun ist ihr Muth so gesunken, daß sie auf ein Mittel sinnen, um der bösen Welt die Höhe der Ueberschuhsummen vorzuenthalten. Noch wägen und zaudern sie, ob sie wirklich riskiren dürfen, die Dividenden niedriger zu bemessen, als es die Verhältnisse gestatten und als es den trotz gestimmten Aktienbesitzern versprochen war. Die Mehrheit neigt strupellos zu diesem feigen Rückzug, zu dem ein Anlaß nicht vorliegt und der gegen alle Tradition geht. Aber wenn heute eine Million mehr zurückgelegt wird, als nöthig ist, so braucht diese Million im nächsten Jahr nicht mehr verdient zu werden; und es ist eine schöne Sache um einen ruhigen Kopf. Merkwürdig ist, daß gerade die Unternehmer diesen Weg zu wählen beabsichtigen, die ohnehin überreiche Rücklagen haben und die deshalb am Wenigsten berechtigt wären, die Aktionäre in ihren Ansprüchen zu beschränken. Romisch muß der Eifer wirken, womit versucht wird, solche Absichten geheim zu halten. Würden sie bekannt, dann würden die Aktionäre ihren Besitz an die Börse bringen und dadurch den Kurs noch tiefer herabdrücken. Der Kursstand, der von der Dividendenhöhe abhängen sollte, wird jetzt als ein zwingender Grund angeführt, die Dividende zu schmälern. Das ist die verkehrte Welt. Uebrigens bedarf es keiner besonderen Mandoer, um die Gewinne in ein unglünstiges Licht zu rücken; sie vermindern sich schon durch die erhöhten Arbeiterforderungen, — und so schmilt das Gold den Verdienern unter den Händen.

Der Ausfall der Goldförderung des Transvaals macht auch einen Strich

durch die Rechnung der Leute, die an eine ewige Dauer des funkeln den Glanzes geglaubt haben. Die Statistiker hatten die Goldproduktion aller Länder der Erde für das Jahr 1898 auf etwa 1160, für 1899 auf 1360 und für 1900 auf 1600 Millionen Mark geschätzt. Im Jahr 1898 waren die Transvaalminen an der Förderung mit 320 Millionen beteiligt. Inzwischen hat ihr Goldbergbau so rasche Fortschritte gemacht, daß auf eine jährliche Lieferfähigkeit von fast 400 Millionen gerechnet werden darf, wenn die Gruben in ununterbrochenem Betrieb bleiben. Da jetzt von einem rationellen Goldbergbau im Transvaal nicht die Rede sein kann, bleibt unser Hunger nach der hier erharteten Ausbeute unbefriedigt. Der Preis des Goldes braucht deshalb aber doch nicht wesentlich erhöht zu werden; in anderen Ländern wächst nämlich die Goldförderung ganz erheblich. So vermehrte sie sich in den Vereinigten Staaten von 46 610 000 Dollars im Jahr 1895 auf 53 088 000 im Jahr 1896, auf 57 363 000 im Jahr 1897, auf 64 463 000 im Jahr 1898 und auf einige siebenzig Millionen Dollars im letzten Jahr; für 1900 läßt sich eine Förderung von mindestens 75 Millionen Dollars erwarten. In gleicher Höhe hält sich und in gleichem Verhältnis steigert sich die Goldproduktion von Australien. Auch in Kolorado, Mexiko, auf Korea und in Rußland liegen die Verhältnisse recht günstig. Nur die sibirischen Goldminen können vorläufig noch nicht viel zur Versorgung der Welt mit Gold beitragen. Fällt der Anteil Transvaals fort, so wird ein Mangel an Gold deshalb doch nicht eintreten. Aber auch eine Ueberschwemmung mit Gold ist nicht zu fürchten, da, besonders seit Oesterreich, Rußland, Japan und einige lateinisch-amerikanische Staaten in die Reihe der Goldwährungsländer eingetreten sind, die Kreditbedürfnisse sich in entsprechendem Maß gesteigert haben und — bei der allgemeinen Expansionsucht der modernen Wirtschaftsvölker — gewaltige „Abflusreservoirs“ für die Aufnahme des gelben Metalles sorgen. Ja, die Hast, mit der die Nationalbanken Gold an sich reißen, zeigt, daß wir es noch immer nicht in genügenden Mengen besitzen, um die geschäftlichen Beziehungen so auszudehnen, wie es in den Absichten der Industrie und der Finanz liegt. Armeen und Flotten freffen eben zu viel.

Auch Transvaal wird in ein bis zwei Jahren mit gesteigerten Goldförderungen wieder auf den Markt treten. Wie patriarchalisch auch Ohm Krüger seinen Präsidentenberuf aufgefaßt haben mag, so hat er doch zu liebervoll in die eigene Tasche gewirtschaftet, als daß das Land unter ihm oder seinem wirtschaftlichen Regime je von den natürlichen Reichthümern des Bodens den rechten Nutzen hätte haben können. Die finanzielle Verwaltung Transvaals war übermäßig kostspielig und ganz und gar veraltet und unwirtschaftlich. Für öffentliche Zwecke wurde fast nichts gethan. Der privaten Thätigkeit war nicht mehr denn Alles, was ein junges Land wohlthätig und reich macht, überlassen. Dabei verschlangen die Ausgaben für militärische Zwecke und für antibritische Propaganda, vor Allem aber für Gehälter, unglaubliche Summen. Das wird unter englischer Herrschaft anders werden. England ist ein zu guter Kaufmann, als daß es seiner neuen Kolonie unerträgliche Lasten von der Art hoher Kriegssteuern auferlegen würde. Das wäre ja das beste Mittel, um sich Feinde im eigenen, eben errungenen Lande zu schaffen. Rein, die Goldminenindustriellen und die Schatzbesitzer mögen beruhigt sein: sie werden nicht ausgepreßt werden, sondern haben von der englischen Regierung nur Begünstigungen zu erwarten. Mit deren Hilfe werden sie

rasch die verlorenen Kräfte zurückgewinnen und die erschlossenen Bergwerke wiederherstellen können. Ein paar Jahrzehnte mag sich die Welt gedulden, dann wird der Goldstrom des Transvaals mächtiger denn je vorher anschwellen. Die englische Herrschaft wird die Verkehrsmittel verbessern, Wege, Brücken und Eisenbahnen bauen. Dadurch wird der Transport des Goldes und des Bergwerksbedarfs erheblich verbilligt und also auch die Waare selbst wohlfeiler und fähiger zur Konkurrenz mit dem Metall anderer Länder werden.

Freilich: zu den Kriegskosten wird Transvaal beitragen müssen. Das aber wird ohne neue Steuer möglich sein, denn die Bahnen werden das erforderliche Geld einbringen. Schon jetzt ist die Niederländisch-Südafrikanische Eisenbahn zum großen Theil im Besitz des Transvaalstaates; die Regierung verfügt nämlich über 5713000 Gulden Aktien bei einem gesammten Aktientapital von 14 Millionen Gulden. Nach Abzug des Zinsen- und Tilgungsdienstes auf die Obligationenanleihe sind die Aktionäre zum Bezug einer festen Dividende von durchschnittlich etwa  $5\frac{1}{4}$  Prozent berechtigt, wovon die Regierung natürlich ihren Antheil erhält. Aber auch von dem gesammten übrig bleibenden Reingewinn der Bahn fallen der Regierung noch 85 Prozent zu. Um welche Summen es sich handelt, geht daraus hervor, daß im letzten Jahre die Bahn, die unter der Kriegsnoth doch schwer zu leiden hatte, trotzdem einen Bruttogewinn von 13516016 Gulden erzielte; auf den Dienst der Anleihen und auf Abgaben an die Transvaalrepublik entfallen mehr als 8 Millionen, während für die Zahlung der garantirten Dividende nicht einmal 800000 Gulden erforderlich sind. Die englische Regierung wird sich nicht damit begnügen, daß sowohl die 5713 Stück Tausendguldenaktien als auch der Anspruch auf die 85 Prozent des Nettogewinns der Bahn an sie übergehen, sondern wird das Ganze nehmen, Das heißt: die Niederländisch-Südafrikanische Eisenbahn verstaatlichen. Dann wird sie schleunigst — sie wäre sehr unklug, wenn sie es nicht thäte — die Obligationenanleihen der Bahngesellschaft konvertiren, um durch Verminderung der Zinsdienstkosten die Rentabilität des Unternehmens zu erhöhen. So bleiben die Goldminenbesitzer ungeschoren; das Gold saßt sich trotzdem im Beutel der Regierung und der Industriellen und weibischen Blüdes betrachtet nur unsere Reichsbank die Plethora. Für ein großes, ausgehungertes Reich muß das gleißelnde Metall — koste es, was es wolle — zum dringendsten Bedarf herangeschafft worden. Wäre es doch noch Wünschelruthent!

Synkris.



## Notizbuch.

**I**m März des vorigen Jahres wurde in der „Zukunft“ ein Artikel über Burenpolitik veröffentlicht. Der Verfasser war ein Russe, der lange im Transvaal gelebt hatte. Was er erzählte, klang anders als die Stimme der für die Burenherrlichkeit begeisterten Zeitungsbereiter. Er schilderte sehr anschaulich den Krugorism, die im Herzen der Verwaltung nistende Korruption. Der gemeinste Fusel, sagte er, eine Schnapsorte, die nach dem Geſez vernichtet werden soll, wurde in Johannesburg von den Regierungsbeamten öffentlich versteigert. Die Besitzer und Re-

dastehende großer Zeitungen wurden von der Dynamite-Company bestochen. In den Büchern dieser Gesellschaft waren Ausgaben wie die folgenden gebucht: 2000 Pfund: Lunch für Herrn Philipp in Veumfontein; 1800 Pfund: Lunch für Herrn Vorstmann in Robbersfontein; 370 Pfund: für eine gut verpackte Violine; 250 Pfund: für eine Reise von Hamburg nach Wien u. s. w. Viele Mitglieder des Volksraads hatten nachweislich von Industrie-Gesellschaften je 100 Pfund, außerdem Wagen und andere Werthgeschenke erhalten. Auch die Namen des Präsidenten Krüger und seiner nächsten Verwandten seien in den Büchern der Dynamite-Company zu finden. Krüger habe aus dem Dynamitmonopol beträchtliche Privatvorthelle gezogen, habe in Nachodorp Terrain gekauft und dann dafür gesorgt, daß die neue Bahn nach Carolina gerade dieses Gelände berührte. Eben so habe er bewirkt, daß die Rustenburgbahn nicht, wie allgemein gewünscht wurde, in Krügerdorp, sondern in Pretoria endete, dafür aber hart an Krügers Farmen im Nagaliesdistrict vorbeiläuft. Er habe also nicht das seiner Obhut anvertraute Staatsinteresse, sondern das seiner Gewinn gier vertreten und als Terrainspekulant und durch geschickte Ausnutzung des Schnapshandels und des Dynamitmonopols mit schimpflichen Mitteln ein großes Vermögen erworben. Dieser Artikel erregte in einem Theil des Leserkreises einen Entrüstungsturm; nur ein von England Beförderer, hieß es in unterzeichneten und anonymen Briefen, könne solche Verleumdungen in die Welt setzen; und wir wurde vorgeworfen, ins britische Lager übergegangen zu sein. Das socht mich nicht an; ich lasse Jeden reden, der Etwas zu sagen hat, Nassalovich so gut wie Stead, Lombroso wie Tolstoi, und glaube, daß eine solche Polyphonie verständigen Lesern nur erwünscht und zur Bildung eines haltbaren Urtheils nützlich sein kann. Lombrosos Loblied auf die Buren fand mehr Beifall als die erschreckende Schilderung des Russen; leider hat sich seitdem herausgestellt, daß der berühmte Italiener vor Irrthümern nicht bewahrt geblieben ist. Die Burenregierung ist nicht so tolerant, wie er meint; sie macht, wie die Ausschreibungen im Staatscourant lehrten, jede staatliche Anstellung von der Zugehörigkeit zur Landeskirche abhängig. Auch um die Sittlichkeit der Buren ist es nicht so gut bestellt, wie Lombroso annimmt, und von der Alkoholfeindschaft, die er ihnen zum Ruhm anrechnet, soll im Lande selbst nichts zu merken sein; der drink ist dort sehr beliebt und ein Whisky wird nie verschmäht. Sklaven giebt es nicht; die Schwarzen haben sehr geringe Rechte, sind aber frei. Die geschlechtliche Vermischung mit Schwarzen ist sehr häufig vorgekommen und auf Schritt und Tritt begegnet man auch unter den Begüterten Leuten, die von den Nachbarn als zwart bezeichnet werden; die Legende vom reinen edlen Blut ist also nicht aufrecht zu erhalten. Transvaal und der Oranjestaat haben zusammen nur zwei höhere Lehranstalten: Grey Colloge in Bloemfontein und das Staatsgymnasium in Pretoria. Die Landwirtschaft bringt so wenig ein, daß die Regierung oft gezwungen war, amerikanisches Getreide zu vertheilen und den Farmern bares Geld zu leihen. Die Buren machen auch gar keinen Anspruch darauf, Landwirthe zu sein; nur auf ihr Vieh sind sie stolz und pflegen es sorgsam. Das wundervolle Bild, das uns gezeigt wurde, ist also nicht in jedem Zug ähnlich. Und über die Hauptperson, die, von einem Heiligenschein umgeben, so lange im Mittelpunkt stand, ist kein Wort mehr zu verlieren. Paul Krüger hat für sich, seine Frau und seinen Schwiegersohn von einer einzigen Bahnunternehmergesellschaft eine Bestechungssumme von 140000 Francs erhalten und eingefädelt. Er, das Staatsoberhaupt, hat in schnödeste Weise mit den Staatsinteressen Schacher ge-



trieben. Darüber ist kein ernsthafter Zweifel mehr möglich. Wie kommt es nun, daß diese doch nicht unwichtige Geschichte in unserer Presse einfach totgeschwiegen wird? Ist es noch nicht genug, daß man deutsche Menschen ein Jahr lang ihre guten Gefühle an einen Wicht verschwenden ließ, der des schwersten politischen Verbrechens schuldig ist? Soll der Unfug noch weiter getrieben werden? Freilich; der Heldenruhm des nicht minder wackeren Stambulow hat noch länger genährt. Nachgerade aber sollten selbst die Gläubigsten gegen Zeitungberühmtheit mißtrauisch werden.

•  
•  
•  
Von den Triumpfen, die Deutschland in Paris erringt, wird jetzt täglich in unseren Zeitungen erzählt. Zuerst verstandete Herr Nordau durch das Medium der Tante Voh, die Berliner hätten durch ihre ungewöhnlich hohen Trinkgelber die Gunst der Boulevarde erobert; sie seien viel freigebiger als Engländer und Amerikaner und würden, „da bei ihnen der Franc und sogar der Louis sehr locker sitzt,“ überall mit besonderer Auszeichnung behandelt. Sehr tröstlich; wir wußten gar nicht, daß in Berlin so viele Leute wohnen, die mehr Geld springen lassen als indische Rajahs, australische Millionäre und amerikanische Milliardäre. Dann kamen hübsche Geschichten von der allgemeinen Verblüfftheit vor den Leistungen der deutschen Industrie. Französische Klavierfabrikanten sollten Reportern erklärt haben: „Das haben wir nicht gehaut. Diese Berliner Klaviere, die wir hier sehen, sind den von uns fabrizirten unendlich überlegen. In zehn Jahren können wir diesen Vorsprung Ihrer Landleute nicht einholen. Auf dem Weltmarkt haben wir vorläufig einfach ausgespielt.“ Wieder über ein Kleines wurde gemeldet, die im Deutschen Haus auf Befehl des Kaisers ausgestellten altfranzösischen Silber und Bronzen würden von entzückten Bewunderern als elou der Ausstellung gepriesen und hätten den Franzosen von ihrer eigenen Kunstentwicklung ganz neue Begriffe beigebracht. Und in diesem Stil ging und geht es weiter. Muß man ausdrücklich sagen, daß diese albernen Schmeicheleien auf arglose Kindergemüther berechnet sind? Die Leistungen der deutschen Industrie sind sicher jedes Lobes werth. Eben so sicher aber ist, daß sie den französischen Interessenten längst ganz genau bekannt sind. Der Laie kann die auf einer Weltmesse ausgestellten Produkte nicht sachkundig schätzen und der Fachmann wartet nicht auf die Messe, um zu sehen, was seine Konkurrenten leisten. Der Einsall, die frederizianische Sanssouci-Sammlung im Deutschen Haus auszustellen, war hübsch und muß den Franzosen schmeicheln. Nur darf man erwachsenen Leuten nicht das Märchen erzählen, die von dem armen und sparsamen Preußenkönig erworbenen Silber, Bronzen und Wüsten seien den Kunstschätzen zu vergleichen, die aus den Schlössern der alten Geschlechter und des neuen Finanzadels jetzt in das petit palais geschleppt worden sind. Wir sollten stolz darauf sein, daß der Alte Fritz als Karikaturen-Sammler von der Familie Rothschild geschlossen wird.

•  
•  
•  
Tolstoi soll, wenn er einst stirbt, ohne kirchliche Ehren bestattet werden. So will es der Befehl des Caren und die Weisung des Heiligen Synod. Die Nachricht ist in Deutschland mit Spott und Bornrufen empfangen worden. Ganz schön. Ob man aber im Deutschen Reich einen Mann, der seit Jahren alle kirchlichen und staatlichen Einrichtungen „beschimpft“ und „verächtlich macht“, der den Kommunismus predigt und seine Landleute zur Verweigerung des Militärdienstes aufruft, erst nach einem Tode bestrafen würde? Nur ein Despot kann zu Gunsten des Genies das Befehl

beugen. Nur im Reich des Weißen Zaren konnte der Dichter der Auferstehung zu einer Großmacht erwachsen, die vor ihrem Zusammenbruch kein Bannstrahl treffen kann.

Die Boxer scheinen im Reich der Mitte leider noch recht schlimm zu haufen. Schon hat der Kampf gegen den Kufstand deutsche Männer das Leben gekostet. Zum Trost wird uns erzählt, unter den europäischen Mächten herrsche die schönste Willenseinigkeit. Wirklich? Und doch rüstet jede Macht auf eigene Faust ihren Vorrath auf? Wenn der Nachbar nicht dem Nachbarn mißtraute, wäre es einfacher und billiger, das Nachbarrecht Europas von einer Macht wahren zu lassen. Aber die Russen erklären ja schon, sie hätten ganz andere Ziele als die übrigen Mächte, und die Rolle, die der Treibhauskulturstaat Japan in den Wirren spielt, ist noch völlig in Dunkel gehüllt. Jedenfalls ist es betrübend, daß dem Wort von der gepanzerten Faust ein so schlimmes Echo gefolgt ist. Jetzt vernimmt man sogar Stimmen, die sagen, in Kiautschou sei überhaupt nichts Rechtes zu holen und bei künftigen „Pachtungen“ solle das Deutsche Reich in die ergiebigeren südliche Zone greifen. Der gepriesene Platz an der Sonne scheint also noch nicht heiß genug zu sein. Sehr nett sind auch die Vergleiche deutscher mit chinesischen Zuständen; in manchem liberalen Blatt werden Agrarier und Antisemiten schon mit der Seltz vom Großen Messer auf eine Stufe gestellt. Das kann in den Hundstagen noch hübsch werden. Seltsam ist, daß bei diesen Vergleichen ein Prozeß, der sich in Hamburg abspielte, nicht erwähnt wird. Ein Kapitän hatte einen chinesischen Quartiermeister so grundlos und grausam mißhandelt, daß der vor weiterer Weisheit zitternde gelbe Mann dem Vordienste den Tod in den Wellen vorzog. Der betroffene Komdy, dessen Schandthat erwiesen werden konnte, ist ein Engländer. Ein hamburgischer Gerichtshof aber erkannte, die Sklavenshalterleistung sei mit einer Geldstrafe von tausend Mark ausreichend geföhnt. Öffentlich liest man in Peking und Tientfin nicht deutsche Gerichtsberichte. Doch neben den Ähnlichkeiten giebt es auch Unterschiede. Die Gelbe Jacke wird offiziell bei uns nicht getragen. Und als die berliner Theaterdirektoren vor vierzehn Tagen lasen, in China würden neue Stücke nur gelobt, wenn die Kritiker während der Vorstellung mit Thee, Früchten und anderen Süßigkeiten bewirthet worden seien, ließen sie sehnsüchtige Seufzer ins Reich der Zöpfe hinüberflattern, wo glücklichere Kollegen nicht gezwungen sind, ihre Richter mit Freibillets zu füttern und die Originalstücke und Uebersetzungen der Rezensenten auf ihre Bühnen zu bringen.

Den in Deutschland lebenden Chinesen ist in der bösen Bogerkriegszeit ein Blümlein des Trostes erblüht. In zahllosen Gutenberg-Jubiläumsartikeln ward ihnen bescheinigt, daß ihr Volk die Buchdruckerkunst früher als Europa erfunden hat. Gutenberg wird jetzt nämlich furchtbar gefeiert, weil er vor ungefähr fünfshundert Jahren das Licht der Welt erblickt haben soll. Natürlich fehlt nirgends die Mittheilung, der Mainzer habe „dem menschlichen Gedanken Flügel verliehen“. Das mußte kommen. Schlimmer ist, daß man ihn den Vater der Presse nennt. Einem Toten, der sich nicht wehren kann, sollte man so üble Nachrede ersparen. Wenn Gutenberg wiederkäme, würde er den Verdacht solcher Vaterschaft entschieden mit allen Rechtsmitteln bekämpfen. Um seiner Seelentruhe willen mag er lieber im Grabe bleiben.

## Schauspielerkünste.

Wiener Schauspieler haben neulich in Berlin, berliner in Wien ihre Künste gezeigt. Die Berliner, die Truppe des Deutschen Theaters, hatten es leichter; sie brachten den Probekandidaten als Zugstüd und einen fremden, die berlinische Art scharf zeichnenden Stil an die Donau und fanden ein freundliches, stets schnell erwärmtes Publikum, das sich sogar vier Ibsendramen gefallen ließ. Dem wiener Volkstheater war die Aufführung zweier neuen österreichischen Stücke von der berliner Censur — o Goethebund! — verboten worden und seine Spieler und Spielerinnen konnten uns über Wien und wiener Schaukunstzustände nichts Neues sagen. Sie spielen Anzengruber recht gut und haben einen Mann, Martinelli, der uns Bath und Weh des Wurzelsepp und die tiefe Heiterkeit des Steinklopferhanns stärker empfinden ließ, als wirs gewöhnt waren. Gesellschaftstücke, in denen elegante Leute auftreten, spielen sie eben so schlecht wie unsere Mimen, die statt der Barone und Grafen meist Kammerdiener und Trainer, statt der Salondamen fast immer kleine Courtisane vorführen, und ihr Fickern, Frau Odilon, strahlt nicht viel heller als die schrecklich berühmte Brillantendame des Lessingtheaters. Immerhin war es erfrischend, einmal andere Gesichter zu sehen und andere Temperamente zu spüren. Das Publikum des Volkstheaters soll, wie mir erzählt wird, dem unseres Deutschen Theaters sehr ähnlich sein; und da in Berlin Oesterreicher, in Wien Norddeutsche mitmimen, ist von einem Stammesstil nicht ernsthaft zu reden. Trotzdem: das merkwürdige Ding, das die Idealisten den genius loci, die Naturalisten die Milieumacht nennen, versagt nie ganz die Wirkung. Die Zugewanderten schmiegen sich dem Geschmack ihrer Wahlheimath und der lokalen Nachthaber an, sie schieden sich, um ja nicht rückständig zu scheinen, in die Ortsmode und schließlich entsteht nach Schwanken und Tasten eine Einheit, die der Durchschnittstemperatur der Wünsche angepaßt ist. So wars in Berlin. Starke Naturen, Fled, Ludwig Devrient, Matfomsky, Albert und Hedwig Niemann, folgten dem heißen Drängen des Blutes und ließen sich vom Schlagbaum der bürgerlichen Korrektheit im schönen Wahnsinn nicht scheeren. Sie wurden, als Ausnahmen von der glatten Regelmäßigkeit, als wilde Kinder aus einem Lande heftiger Leidenschaft, von den Berlinern bestaunt wie hinter dem Gitter die reisenden Thiere, Löwe, Tiger, Leopard. Doch den prachtvollen Bestien ziehen die Spreestädter, denen „Gewaltsachen“ ein Gräuel sind, die Affen vor, die so „natürlich“, dem Menschen so ähnlich sind. Solche Anthropoiden essen ihren Apfel und kratzen ihre Kopfhaut fast wie ein Mensch, ein unerzogener, undisziplinirter, und jedes Kind kann vor dem Käfig den Grad der Aehnlichkeit messen. Ein Löwe . . . Es sieht ja recht gut aus, wenn er sich auf die Vorderfüße stützt und Leib und Hintertheil, wie zum Sprung, steil in die Höhe reckt, wenn er die dunkle Mähne schüttelt

und die bligenden Augen aufreißt. Aber er brüllt so furchtbar laut, ist mit den Jungen gar nicht bethulich und der Betrachter sagt sich: Was thue ich mit der ungezähmten Majestät? Habe ich Löwenaugen und eine Löwenstimme? Warum soll ich mich von diesem unkultivirten Junker so unfein anschreien lassen? In Berlin sind eigentlich nur Meyerheims intelligente Löwen beliebt, mit denen sich reden läßt. Und auf der Bühne ist eben so. Die Stärksten waren nie so in Gunst wie die Klugen, von Seydelmann bis herunter zu Haase. Diese „denkenden Künstler“ schätzte man hoch; bei ihnen gab es keinen bedingstigen Sturm und Wirbelwind der Leidenschaft und sie blinzelten, wenn sie sehr grimmig thun mußten, dem löblichen Publikum immer zu: Nur keine Furcht, Ihr Lieben; es ist nicht so böse gemeint: Zettel, der Weber, steckt in der Löwenhaut. Früher herrschte eine etwas steife Konvention, ein Stil preussischer Wohlstandigkeit. Die Damen durften nicht zu theure Toiletten, die Herren nicht zu viel Furor haben, Männlein und Weiblein mußten gut gewachsen sein, schlank, nicht fett, und in Ernst und Späß eine gemessene Haltung bewahren. Die Theaterleute, selbst die am Hof bediensteten, waren damals noch von der Gesellschaft mit dem Bann belegt. Sie erlebten in stillen Gemächern, wie einst in Rom und Byzanz, manchmal galante Abenteuer, wurden Unter den Linden aber nicht gegrüßt und die Gebildetsten im Publikum sprachen die Sätze nach, die Rousseau in den Brief an d'Alembert gesetzt hatte: *Qu'est-ce que le talent du comédien? L'art de se contrefaire, de revêtir un autre caractère que le sien, de paraître différent de ce qu'on est, de se passionner de sang froid, de dire autre chose que ce qu'on pense, aussi naturellement que si l'on le pensait réellement, et d'oublier enfin sa propre place, à force de prendre celle d'autrui. Qu'est-ce que la profession de comédien? Un métier par lequel il se donne en représentation pour de l'argent et met publiquement sa personne en vente. Quel est donc, au fond, l'esprit que le comédien reçoit de son état? Un mélange de bassesse, de fausseté, de ridicule orgueil et d'indigne avilissement, qui le rend propre à toutes sortes de personnages, hors le plus noble de tous, celui d'homme, qu'il abandonne.* Es war die Reaktion, die der Theatromanie der Bundestagszeit folgen mußte. Großeltern und Eltern hatten sich an dem Frauenreiz der Elsler, der Lind und der Sonntag geröstet und lästern auf die Entgleisungen der Etich und der Hagn, der Pepita und der Montez geblickt. Das neue Geschlecht kaufte ehrbaren Dramaturgen, Rättscher, Eduard Devrient, Laube, und fing an, sich im kühlen Kopf für eine Gelehrtenkunst und ein literarisches Theater zu begeistern. Von den Spielern wurde akademische Bildung, von den Spielerinnen sittlicher Wandel verlangt. Wer Studiosus oder gar Doktor gewesen war, hatte schon einen Stein im Brett; und Lady Milford wurde gefeiert, weil sie, wie jeder

Abonnet wußte, nach der Vorstellung daheim im Nachtröckchen mit Mama ihr dünn belegtes Butterbrot aß und sogar einem echten Prinzen einmal das erbetene Schäferstündchen versagt hatte. Je bedenkenloser Einer oder Eine sich der Rolle hingab, je mehr er oder sie die Menschenwürde vom Sturm der Leidenschaft zerzausen ließ, um so ähnlicher schien er oder sie dem verachteten Komödianten Rousseaus. Den Beifall der Ernsthaften fand nur die gehaltene Art der Korrekten, die nie vergaßen, dem hohen Adel und verehrlichen Publikum zu zeigen, daß sie „über der Rolle standen.“ Schauspiel ist doch nicht Prostitution (ganz sicher nicht? fragte die Bosheit) und die Krone der Schöpfung darf sich nicht von einem Wirbelwind biegen lassen, dessen Wehen im Soufflibuch vorgeschrieben ist. Der Kleinbürgerliche Geschmack schuf sich sein Theater. Aber der anthropocentrische Wahn währte nicht lange und bald wurde es der gottlos tadeln Erdenkinder liebste Lust, die Krone der Schöpfung in den Straßensaub niederzuzerren. Den Tragoeden und Komöden, die nun suchte in die guten Familien vorbrangen und in der Händlerklasse, manchmal sogar an den Rändern der Adelschicht, Rekruten warben, ward eine neue Aufgabe gestellt. Keine langweiligen Idealmenschen mehr, die es nie und nirgends hat gegeben. Verschont uns mit der berücktigten „Größe“, die in der modernen Tragikomoedie ja doch nicht zu erblicken ist. Seid klein, schwächlich, neuraschenisch, hysterisch, verkrüppelt und versifcheint, seid Lämmel, Gänse, Geden und ungraziöse Köchinnen wie wir. Das ließen die Histrionen sich nicht zweimal sagen. Die Possenspieler, die Plattdeutschen und die Münchener hatten gelehrt, wie billig auf Dialekttheatern die Erfolge sind. Auf diese Leute hatten die Vertreter des höheren Stils bisher herabgeschaut wie Serlo auf Wilhelm Meister und die übrigen „Naturalisten und Pfluscher“ seiner Bande. Wenn aber der höhere Stil nicht mehr in der Mode war und man als Naturalist mühelos berühmt werden konnte: um so besser; dann brauchte man sich nicht erst bei langwierigen Studien aufzuhalten. Eine zu edlen, von Mischönen freien Klang geschulte Sprache schien unnatürlich; wer spricht denn so? Bornehme Haltung: unnatürlich. Starke Affektausdruck: unnatürlich. Der moderne Mensch läßt sich gehen, weicht heftigen Affekten aus, beißt, wenn er wüthet, die Lippe und pust, wenn das Weh ihm die Augen feuchtet, geräuschvoll die Nase. Das ist kinderleicht zu lernen. Jeder Sprachfehler, jede Vernachlässigung, alles saloppe, anmuthlose, ungeschlachte Wesen wird da zum Vortheil, zum Triumph der Natürlichkeit. Es ist wirklich nicht schwer, den Lämmel und die plumpe Küchenmagd, den Knoten und die Gassenvenus zu spielen. Dazu braucht man sich nur zu entschüchtern, nur muthig sich so zu geben, wie man ist, mit allen häßlichen Malen der Menschlichkeit. In dieser Kunst haben die Berliner es sehr weit gebracht. Und das Publikum ist damit zufrieden. Als dem greisen Tragoeden Roumet-Sully in einer Heldentrolle unnatürliches Spiel nachgesagt wurde, schrieb Jules Lemaitre:

„Da ich noch nie an der Spitze eines Heeres gegen eine feste Stadt gezogen bin, um meinen Vater zu entthronen, meine Braut aus dem Burgverließ zu befreien und mir eine Krone auf's Haupt zu setzen, kann ich auch nicht beurtheilen, wie ein Fabelheld sich in solcher Lage gebärden und sprechen würde.“ Der Berliner will sicher gehen. Größe und Höhe sind ihm fremd und unbequem. Er will kontrolliren können, was die Leute auf den Brettern treiben. Was echt und unecht, reell und unrell ist, kann er unterscheiden; und er verlangt für echte Münze streng reelle Bedienung. Er preist sein Deutsches Theater, weil er da sagen kann: Das stimmt; so benimmt man sich; so äußert sich Leid und Lust im Leben moderner Menschen. Und das Lob ist nicht unverdient. Jede große, jede phantastische Dichtung ist im Deutschen Theater schlecht aufgehoben, aber der nüchtern nikolaitisch-berlinische Stil ist dort zur Vollendung gelangt. Nur muß man nicht glauben, Hauptmann sei schwerer zu spielen als Anzengruber, Hirschfeld schwerer als L'Arronge oder Ganghofer, nur nicht vergessen, daß diese Kunst, kleiner, dumpfer Menschheit nachzuäffen, jedem sinken Burtschen und jedem behenden Rädel in sechs Monaten beigebracht werden kann.

Das konnte Zweifler die wiener Erfahrung lehren. Im vorigen Sommer wagte sich eine zusammengewürfelte Truppe, der die Kleinen des Deutschen Theaters Glanz leihen sollten, an die blaue Donau. Der Erfolg war groß. Die Wiener sahen verblüfft etwas ihnen ganz Neues. Sie schätzen Grazie, Schönheit, weiche, anmuthige Formen und geben sich willig dem Reiz einer starken Persönlichkeit hin. Auch sie hat freilich das Gerede vom modernen Stil schon verwirrt, sie haben kaum noch den Muth ihrer Meinung und lassen sich einreden, ein Reiteroberst des Großen Kurfürsten müsse so schwächlich nervös sein wie Herr Mainz und die nach Tauris verschlagene Tochter der Tantaliden müsse wie ein holdes Läubchen schluchzen und girren. Der alte Burgtheaterstammgast hätte gesagt: Diesem neurasthenischen Knirps, dessen Todesfurchtanfall gar nicht überraschen kann, hätte der Brandenburger in Entscheidungsschlachten kein Reiterregiment anvertraut; und mit einem lieblich gealterten Kind hätte Thoas nicht Staatsfragen verhandelt. Doch den alten Stamm haben längst neue Elemente aus aller Herren Ländern abgelöst, der Heimathgeschmack ist entschwunden und durch einen Klaffgeschmack ersetzt worden, der in Wien nicht wesentlich von dem berlinischen unterschieden sein kann. Immerhin wirkt die Tradition aus Fichtners und Wagners Tagen fort und die Freude am Zudergang ist in der Stadt der süßesten Lorten noch nicht völlig erstorben. Der Berlinerstil schmeckte anno 99 bitter. Alles, was dem Donauphären lieb ist, fehlte: Schönheit, Eleganz, Plauderwitz, einschmeichelndes, die Schattenseite der Menschlichkeit höflich verbergendes Wesen. Aber der spanische Menschenkenner und Menschenverächter behielt wieder Recht: „Auch einmal die Probe von dem Gegentheil. Warum nicht? Das Ueberraschende macht Glück.“ So

war in Wien nie gespielt worden. Das also ist der berühmte Naturalismus, von dem seit Jahren so viel geredet wird? Schon um nicht unmodern zu scheinen, mußte man klatschen. Für uns war es spaßhaft — und zugleich lehrreich —, das Lob der kleinen Leute zu lesen, die in Berlin nicht beachtet werden und nun aus der ehrwürdigen Theaterstadt den Meisterbrief heimbrachten. Auch der pfiffige Direktor des Deutschen Theaters lächelte wohl erst und dachte dann: Wie muß es gar werden, wenn ich meine Sterne am Donaustrand leuchten lasse? Im Mai ging er mit seinen besten Leuten hin und machte ein gutes Geschäft. Aber von dem Enthusiasmus des vorigen Sommers war in den Zeitungsberichten nicht viel mehr zu spüren. Die klug stilisirende Kunst des Fräuleins Dumont wurde zu hart, zu herb, zu norddeutsch gefunden und Herrn Reichel wurde irgend ein Hinz oder Kunz der ersten Naturalistentruppe vorgezogen. Das Ensemble mußte man loben, aber man lobte es diesmal ohne rechte Begeisterung und ohne fühlbaren Reiz. Die Wiener waren hinter das Geheimniß gekommen. Auch sie waren inzwischen mit graffen Milieudramen bewirtheet worden. Zwei Gräueltücke — des Herrn Adamus „Familie Watroch“ und der noch schlimmere „Letzte Knopf“ des Herrn von Hans-Rudassy — hatten im Volkstheater ärgerliches Aufsehen erregt und es hatte sich gezeigt, daß solche Melodramen auch in Wien gut gespielt werden können. Und nun erinnerte man sich auch an D. F. Berg, an die Pro- und Epigonen dieses erfolgreichen Hintertreppendichters. Waren die Vorstadtmimen, die da als Säuser und Bummler, als Klatschschwestern und Dirnen geglänzt hatten, am Ende auch große, neben oder über die Baumeister, Novelli, Ritterwurzer, Lewinsky zu stellende Künstler gewesen? Dann hatte man sich gröblich geirrt, als man die Gallmeyr geringer schätzte als die Wolter. Die Besinnung lehrte zurück. Die Verständigen erinnerten sich wieder, daß die Darstellung menschlicher Größe auch heute noch werthvoller ist als die bis in den winzigsten Zug genaue Wiedergabe der Alltagsgemeinheit. Die leistet selbst der gebildete Dilettant, leistet der ungebildete, ohne schüchternen Scheu seiner Pöbelnatur vertrauende Doyendspieler sogar leichter als der taktvolle, in guter Schule zu verfeinertem Geschmac erzogene Artist. Das kann Zweifler die wiener Erfahrung des Deutschen Theaters lehren.

Die alte Theaterstadt Wien sollte höheren Ehrgeiz hegen als den, Berlins abgelagte Moden aufzutragen. Unsere hochwohlwollende Censur hat den wiener Gastspielern eine arge Enttäuschung erspart: die beiden Stücke, die sie verbot, wären hier unerträglich roh und altmodisch gefunden worden. Eine Enttäuschung brachte auch „König Harlekin“, ein Maskenspiel, das in Wien auf den Index gesetzt, in Berlin erlaubt worden ist; aber es schleppete uns wenigstens nicht in den ekkeln Dunst künstlich gehäufter Wisere und regte die Phantasie thätigkeit an. Von der mühen, verworrenen Handlung, die aus alten Scharfeken zusammengelesen scheint, ist nichts zu sagen. Der Verfasser,

Herr Rudolf Lothar, hatte — oder fand — einen guten Einfall, den sein schwächtiges Unterhaltungstalent nur leider nicht poetisch zu gestalten vermochte. Er wollte . . . Ja, was er eigentlich wollte, ist nicht klar zu erkennen; er taumelt ungeschlüssig zwischen allerlei Absichten und Tendenzen einher. Ehe er ins Dicksicht gerieth, wollte er aber wohl die Pflichtenverwandtschaft zwischen Kronenträgern und Komödianten satirisch beleuchten. Ein Harlekin möchte den König mimen und meint, weil er eine stinke Zunge hat und eine Menge zum Lachen bringen und sogar zu Thränen rühren kann, müsse ihm, der sich auf populäre Wirkungen und alle Arten der Volksbelästigung versteht, auch die Monarchenrolle gelingen. Doch im Grunde ist er nur ein routinierter Bretterheld und Coulissenreißer, die Bannkraft seiner Handwerkerkunst wirkt nur im grellen Rampenlicht, ihm fehlt der inbrünstige Glaube an die eigene Macht und er kann deshalb auch den Unterthanen nicht das gläubige Vertrauen suggeriren, das seiner Herrschaft die sichere Stütze böte. Nur ein starker Dichter könnte in diesem Grenzgebiet, wo zwei grundverschieden scheinende und dennoch im Wesen verwandte Schauspielergärten zusammenstoßen, ein der Zeit und der Mode tropendes Drama schaffen. Ein Schwächerer müßte sich bescheiden und sich ein weniger hohes, seinem Vermögen erreichbares Ziel setzen. Es wäre sehr hübsch — und heute, in unserer Epoche des verwirrten Kunstgefühles, besonders nützlich —, zu zeigen, welcher Abstand den Stegreiffpieler, der den Banausensinn zu fixeln und zu stacheln sucht, von dem gestaltenden, der Synthese mächtigen Künstler trennt. Auch den Königen könnte ein neuer Rousseau Uebles nachreden, denn sie müssen nicht selten anders scheinen, als sie sind, nicht selten mit bedenklichen Mitteln um den Beifall der Masse und Gasse werben, und groß nennt man unter ihnen Die nur, die das Glück hatten, ihres Wesens tiefste Farbe nie mit Komödiantenkunst bergen zu brauchen. (Bonaparte widerlegt diese Ansicht nicht; er war zum tragedianten geboren.) Der Bürger von Genf beurtheilte die Bühnenleute, wie Alles, mit der Ungerechtigkeit blinder Leidenschaft. Die Wahrheit, die seine Seele mit heftiger Inbrunst auf allen Wegen suchte, ist auch im Rasenreich des schönen Scheins zu finden. Nur darf nicht jeder geschickte Handwerker, jeder Naturalist und Pfuscher zur Kunstmeisterhöhe emporgerückt werden. Es giebt Könige und Komödienspieler von sehr verschiedener Art. Der geklickte Lumpenkönig Klaudius trug Hamlets Krone und schon im alten England wurden die grellen Künste eines Bretterwütherrichs oft der schlichteren Kunst eines Garrick vorgezogen. Schließlich ist Harlekin, wie der legitimste Monarch, ein Kind dieser Erde; und Beider Glück sichert dauernd, Goethe lehrte es uns, nur der Reiz der Persönlichkeit.

